Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

38. Jahrgang.

Nr. 24 | Bremen-Berlin, den 10. Juni. | 1905

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Begeisterung. Von J. R. Hanne. — Pfingst-Laienpredigt. Von Wohlleben. — Das Christentum der Gegenwart und der Vergangenheit. I. Von Fittbogen. — Die Gewalt der römischen Priester. Von Hegemann. — Die ärztliche Mission. II. Von Dr. G. Fobbe. — Carl Spitteler. II. Von Wilh. Schubring. — Vom Büchertisch.

Begeisterung.

Mt. 3, 11. „— der wird euch mit dem heiligen Geist und mit Feuer taufen."

Pfingsten kam auf die Jünger der heilige Geist, und in ihnen entbrannte das Feuer der Begeisterung. Welch ein Umschwung! Als ihr Meister um die Osterzeit zum Tode geführt ward, stoben sie auseinander, von Entsetzen erfüllt; nicht Einer blieb bei ihm. Und Pfingsten sind sie einmütig alle beisammen in Jerusalem, ein Feuerstrom durchflutet sie, die Zungen werden ihnen gelöst, sie verkündigen durch Wort und Tat den Glauben an den, welchen sie kurz zuvor fliehend verließen. Himmlische, todesmutige Begeisterung hat sie zu anderen, neuen Menschen gemacht.

Heiliger Geist, himmlische Begeisterung — was ist der Erdensohn, was sind die Völker ohne sie? Da treiben sie Handel, ziehen in die Weite, über die Meere, erwerben Besitz und Reichtum, und mehren des eigene und das Vermögen der Nation. Die andern bauen das Land nach allen Regeln der Erfahrung und Wissenschaft, erzielen reiche Ernten und treffliche Früchte, Korn und Wein, und erhöhen den Wohlstand und die Behaglichkeit. Andere schaffen auf industriellem Gebiet, bauen Fabriken und fertigen große und kleine Dinge zum Nutzen und zur Bequemlichkeit des Volkes in all seinen Schichten. Immer weiter dehnt sich die Kultur, immer bequemer werden die Wohnungen, und zugleich immer größer die Ansprüche an ein wohliges Leben, immer größer die Begehrlichkeit nach Genuß und Vergnügen. In den Dienst des Dasein-Schmuckes stellen sich die Künste, und die Wissenschaften werden benutzt, um die Mittel des irdischen Wohlstandes zu vermehren. Hasten und Jagen und Treiben überall: nach Gütern und Freuden der höheren und niederen Sinne. „Brot und Belustigung!" riefen die Römer zur Kaiserzeit. Und dann kamen die barbarischen Völker und zertraten die ganze raffinierte Kultur!

Was wird aus den Völkern die keine Begeisterung haben? Wehe denen, die nicht erfüllt sind von heißer Liebe für ihre Einheit und Ehre, für Heimat und Vaterland! Wenn eine Nation für diese idealen Güter nicht all ihre irdischen Besitztümer und das Leben selbst daran geben kann, dann ist's mit ihrem Recht, sich unter den anderen zu behaupten, vorbei; die Reichen oder die begehrlichen Armen werden sie verraten, und die feindlichen Nachbarn knechten oder vernichten sie ganz. Wehe dem Volk, das nicht begeistert ist für Recht und edle Sitte, für Erziehung der Jugend zur Selbstbeherrschung und Pflichterfüllung! Zuchtlosigkeit, Zwietracht, Haß, Neid und Bosheit erheben in seiner Mitte das Haupt und zerfleischen seine Glieder und sein Glück. Begeisterung für Wahrheit und Liebe und Treue, für Ordnung und Gesetz, adelt die Kultur, erhält das Volksleben gesund, einigt die getrennten Klassen der Gesellschaft und macht die Nation kräftig zur Abwehr der Feinde, die ihr Glück, ihre Existenz bedrohen.

Ideale — wie die Größten unseres Volkes sie uns vor die Augen und in die Herzen gezeichnet haben, und heilige Begeisterung für diese Ideale: das tut uns not! Pfingsten muß es werden im Deutschen Reiche, und das himmlische Feuer muß uns ergreifen, wenn wir nicht denselben Weg gehen wollen, wie einst das noch mächtigere Rom. Sprechen wir mit Nikodemus: „wie mag solches zugehen?" — so ist die Antwort dieselbe noch immer, die Jesus dem Meister in Israel gab: „ihr müßt von neuem geboren werden". Der aber wird neu geboren, ein geisterfüllter, begeisterter Mensch, der jenem folgt, welcher heute wie einst mit heiligem Geist und mit Feuer tauft: Jesus dem Christ. Wer an seinem Teile und an seiner Stelle auf seine Weise, in seiner Familie, in seinem Freundeskreise, unter denen, welche auf ihn hinsehen, mit dafür sorgt, daß die Nachfolger Jesu sich mehren: der bereitet den neuen Pfingsttag für unser deutsches Volk nach seinen Kräften mit vor. Und wenn dann die Stunde des Brausens und der Feuerflammen kommt, wenn unser Gott den heiligen Geist und die himmlische Begeisterung uns wieder sendet: dann wird unsere Zukunft gesichert sein.

J. R. Hanne.

Pfingst-Laienpredigt.

Der Mensch eine lebendige Seele.

Wenn du im Volke nachfragst: „Was hat denn das christliche Pfingstfest zu bedeuten?" so wirst du recht wenig Verständnis für dieses letzte der drei großen christlichen Feste finden. Man weiß in weiten christlichen Kreisen über Pfingsten, den sogenannten Geburtstag der christlichen Kirche, nur eine recht dürftige Erklärung zu geben. Und die Geschichte von der Ausgießung des heiligen Geistes über die Jünger Jesu ist für den modernen Menschen eine unbegreifliche Erzählung ebenso wie das Dogma, daß der heilige Geist die dritte Person der Gottheit sei.

Wir aber suchen nach einer uns genügenden Antwort, wir möchten gern etwas Befriedigendes über Pfingsten wissen und etwas Bleibendes von einer Pfingstfeier haben. Darum fragen wir, alles zusammenfassend in die eine Frage: „Was ist Geist, was ist heiliger Geist?" — Der Schöpfungsbericht der Bibel erzählt von der Erschaffung der Welt und des Menschen: „Und der Geist Gottes brütete über der Tiefe", d. h. er war dabei, am Anfang aus der toten, scheinbar leblosen Masse des Weltalls durch seine Liebeswärme das schlummernde organische Leben zu wecken, die Keime des Lebens zur Entfaltung zu bringen, die Bedingungen zu schaffen, unter denen sich ein vielgestaltetes, beseeltes Leben entwickeln konnte. Dazu kam das Licht und da war — das Leben. Und es ward auch der Mensch, von dem der Schöpfungsbericht sagt: „Gott hauchte ihm lebendigen Atem in seine Nase: da ward der Mensch eine lebendige Seele." Diese schlichten Worte weisen sehr sinnig darauf hin, daß der Mensch in der Verbindung von Körper und Geist seines Wesens Einheit besitzt. Nimm die Seele, den Träger des Lebens, den Geist weg, dann ist der Körper nichts als eine tote Masse, die sich auflöst nach den Gesetzen der Natur. Nur der Geist macht lebendig. Der Geist grüßt dich lebenswarm aus dem Auge des Kindes; aus dem Auge des Freundes leuchtet dir der Geist entgegen, der das Band der Gemeinschaft zwischen euch beiden geknüpft hat.

Der Geist betätigt sich im Seelenleben des Einzelnen so wie in dem der Gesamtheit. Das Seelenleben des einzelnen Menschen gleich dem aller derer, die sich zu einer großen Gemeinde oder einem Volksganzen zusammengeschlossen haben, kann ebensogut der Ausgang zu Glück wie zu namenlosem Elend werden, sei es, daß die nach Betätigung sich drängenden geistigen Kräfte mit Energie gesammelt und geleitet werden, um gemeinsam den höchsten Gütern nachzustreben, oder sei es, daß die Gewissenlosigkeit einiger weniger die Volksseele, das Volksleben zersplittern und vergiften und den guten Geist irre leiten, vernichten, unterdrücken.

Es ist etwas Eigentümliches, oft Unberechenbares um den Geist! Oft wie ein Wetterstrahl überkommt er ein Volk, eine Versammlung. Wer dächte da nicht an Ereignisse, die in die Blätter der Geschichte mit ehernem Griffel eingeschrieben sind, an jenes Aufleuchten des Geistes in den Jüngern Jesu am Pfingsttage, daß diese schlichten Leute fortan mutig Zeugnis ablegten, Schläge und Tod willig auf sich nahmen um des Evangeliums vom Gekreuzigten willen?

Wer müßte da nicht gedenken jener unvergeßlichen Helden aller Zeiten, eines Wicliff, Giordano Bruno, Johann Huß, Luther und der vielen vor ihnen und nach ihnen, die vom Geist ergriffen mutig ankämpften gegen Gewissenszwang und menschlichen Autoritätsglauben, um der Freiheit des Geistes den Weg zu bahnen? Und wer dächte nicht auch der Männer, an denen unsere deutsche Geschichte besonders reich ist, die immer mit der politischen zugleich auch der deutschen Geistesfreiheit vorgekämpft und die Bahn freigemacht haben? Aber wer schauderte nicht auch vor den Schrecken, die der Geist des Fanatismus als Herr entfesselter Volksmassen zu verbreiten vermag, wo der böse Geist seine Orgien feiert:

„Nichts Heiliges ist mehr, es lösen
Sich alle Bande frommer Scheu,
Der Gute räumt den Platz dem Bösen
Und alle Laster walten frei."

Zwei Geister streiten in der Welt um die Herrschaft, der böse, unheilige Geist und der gute, heilige Geist. Wir müssen uns entscheiden, unter wessen Fahne und für wessen Fortschritt wir mitkämpfen wollen, so lange wir hier leben. — Unser Führer sei der heilige Geist Gottes! Er will uns selbst gut und heilig machen und uns und die ganze Welt zur Wahrheit und zum Heil führen. Das Ziel erreichen wir aber nicht als Einsiedler, oder wenn wir gesondert von unsern Mitmenschen und Kampfgenossen marschieren, sondern der köstliche Siegespreis wird uns nur in der Gemeinschaft von Mitstreitern sicher sein:

„Tausend fleiß'ge Hände regen,
Helfen sich im muntern Bund,
Und in feurigem Bewegen
Werden alle Kräfte kund."

Wo Geist ist, da ist Ordnung und Zucht. Hast du Geist, dann übst du Selbstzucht an dir. Der Geist so manchen lieben Wortes aus treuem Elternmunde geleitet so manchen jungen Mann und so manches junge Mädchen sicher über die Klippen der Versuchung, wenn sie ausgeflogen sind aus dem Vaterhause, um sich auf eigene Füße zu stellen. Der Geist allein gibt uns oft die Kraft, zu hoffen und nicht zu verzagen in Stunden der Sorge und Not. Da wird der Geist zur Willenskraft. Der Geist hat dir und mir oft den Sinn abgezogen vom Schlechten und Gemeinen und ist uns beiden zum Licht der besseren Erkenntnis geworden.

Der gute und heilige Geist macht stark. Es wachsen die Flügel unter dem Schutze dieses guten Freundes. Fröhlich gehst du an die dir gestellten Arbeiten und lässest nicht nach, bist du das Werk vollendet. Der Geist ist eine Feuerkraft im Menschen und in übertragenem Sinne gilt auch von ihm, was der Dichter der Glocke sagt:

„Was er bildet, was er schafft,
Das dankt er dieser Himmelskraft."

Und, lieber Freund, wenn du erst die Kraft des Geistes in dir schätzen gelernt hast, dann fühlst du dich auch zu allen denen hingezogen, die ebenfalls von diesem guten Geiste beseelt sind. Schulter an Schulter kämpfst du dann mit Gleichgesinnten gegen das Gemeine für das Gute, das Edle, den Frieden in der Welt für alle Menschen, daß das Reich Gottes auf Erden komme und heiliger Geist uns Menschen, die Kinder Gottes, beseele. Und im Bewußtsein vereinter Geisteskraft führt der Kampf zum Siege, der Freiheit im Geiste entgegen.

Nun, lieber Freund, wirst du nicht mehr verständnislos der Frage gegenüberstehen: „Was ist der heilige Geist?" — Wir haben die hohe Dogmenmauer, durch welche die Kirchenväter den göttlichen Geist vom Volke getrennt hatten, niedergelegt und schauen nicht nur hinüber, sondern stehen in Gottes Garten, wo sein Odem weht, der uns belebt zur lebendigen Seele. Nun können wir, nicht gedankenlos mehr, sondern bewußt des köstlichen Inhalts fröhlich sagen: „Das Wort ward Fleisch und wohnete unter uns und wir sahen seine Herrlichkeit". Wir wissen es von uns selbst und sehen es an unseren Mitmenschen, wie mancherlei Gaben der Geist in den Menschen wirkt. Er teilt seine Gaben aus an Gelehrte, Künstler, Techniker, Staatsmänner ebenso wie an den schlichten Arbeiter, Klugheit, Wissen, Handfertigkeit, jedem aber wie er will und was er will, und überläßt es dem Einzelnen, seine Gaben zu nutzen. Wir begreifen aber auch, daß diese Vielheit der Gaben, die vom Geiste ausgehen, sich wieder zusammenschließen muß zur Einheit im Geiste. Das geschieht durch harmonisches Zusammenwirken: „Einer diene dem andern mit der Gabe, die er empfangen hat."

Darum möge der Geist heute an seinem Feste in uns anfachen ein Feuer, — kein Strohfeuer, das bald vergeht, — ein Feuer, das dauernd in uns lodert, uns erwärmt zur Liebe, begeistert für alles Edle und Schöne, läutert von allem Irrtum, neue Menschen aus uns macht, die klug sind, aber ohne Falsch, und endlich uns stärkt zu unermüdlichem Kampfe gegen die reaktionären Feinde, die den heiligen Geist der Aufklärung hindern und hemmen wollen. In Summa: Laßt uns gemeinsam bauen am Reiche Gottes in der Kraft des heiligen Geistes.

Wach auf in uns du heiliger Geist! Führe uns zum Kampf und Sieg wieder den unheiligen Geist, der dein Reich nicht kommen lassen will:

„Komm, o komm, du Geist des Lebens,
Wahrer Gott in Ewigkeit.
Deine Kraft sei nicht vergebens,
Sie erfüll' uns jederzeit.
So wird Geist und Licht und Schein
In dem dunkeln Herzen sein.

Wohlleben-Cöln.

Das Christentum der Gegenwart und der Vergangenheit,

ihre Verschiedenheit und ihr Zusammenhang.

I.

Ist das Christentum der Gegenwart mit dem der Vergangenheit identisch? Nein. Wie weit reicht die Verwandtschaft und Zusammengehörigkeit? Stimmen sie im wesentlichen überein? Oder ist die Entwicklung dahin gekommen, daß sich zwei verschiedene Größen gegenüberstehen, die wenig mehr als den Namen gemein haben? Ich meine insonderheit das Christentum, das seinen wissenschaftlichen Ausdruck in der liberal oder modern genannten Theologie gefunden hat und zu finden sucht.

Die Frage ist nicht neu. Und eine alte Antwort auf diese alte Frage ist's, auf die ich die Aufmerksamkeit richten möchte. Denn sie hat den nicht häufigen Vorzug hüllenloser Offenheit.

1.

Fast ein Menschenalter (1873) ist's her; da erschien eine kleine Schrift, in der ein Theologe über sein „Verhältnis zur Theologie, der er abgesagt hatte", zur Klarheit zu gelangen suchte, monologartig. Seit einiger Zeit liegt sie in zweiter Auflage vor: Über die Christlichkeit unserer heutigen Theologie. Von Franz Overbeck, Doktor der Philosophie und Theologie, Prof. emer. der Theologie an der Universität Basel. Zweite, um eine Einleitung und ein Nachwort vermehrte Auflage. (Leipzig, Druck und Verlag bei C. G. Naumann, 1903.) — Schon im Titel steckt ein Stück Lebensgeschichte des Verfassers: Prof. emer. der Theologie. Aber er hat diesen Schritt der Aufgabe seiner Lehrtätigkeit erst 24 Jahre nach dem Erscheinen seiner Schrift getan. Weshalb? und weshalb so spät? Darüber und über alles Persönliche, über Vor- und Nachgeschichte der Schrift spricht der Verfasser umständlich und ausführlich in Einleitung und Nachwort. Wen's interessiert, mag's lesen. Und er wird nicht ohne tiefe Ergriffenheit einen Blick tun in die schwierige, fast verzweifelte Lage, in die ein Theologe kommen kann, wenn er's wagt, seine Existenz über einem heillos klaffenden Riß aufzubauen.

Die Aufnahme, die die Schrift bei ihrem ersten Erscheinen fand, war keine günstige; sie rief, wie ihr Verfasser berichtet, Befremden und Ratlosigkeit hervor, namentlich bei Theologen. Auch jetzt wird der Eindruck wenig anders sein. Und das ist nicht verwunderlich: ein Theologe, der der Theologie die Christlichkeit abspricht und sie auch für seine eigene Person aufgibt, ist in der Tat eine Erscheinung, die durch ihre Seltenheit überrascht. Um so mehr Grund, ihn anzuhören.

2.

An die Spitze stellt Overbeck die These, daß die Theologie an sich selbst ein irreligiöses, die christliche also auch ein unchristliches Element enthält. Etwas Berechtigtes ist daran. Denn die Theologie als Wissenschaft betrachtet Gegenstand und Inhalt des Glaubens mit dem Verstand, nicht mit dem Herzen; sie hat sogar die Pflicht, sich ihren Weg nicht durch fromme Wünsche vorschreiben zu lassen, sondern die reine Wahrheit zu ergründen, unbekümmert darum, ob die Resultate erfreulich scheinen oder nicht. Die Wissenschaft geht ihren Weg unbekümmert um den Glauben, — der mag sich hinterher abfinden, wie er will und kann. Also in der Tat: daß die Interessen der Wissenschaft nicht identisch sind mit denen des Glaubens, läßt sich nicht bestreiten. Aber ist sie deswegen antireligiös? nicht vielmehr indifferent?

Aber es handelt sich im Grunde nicht um die Theologie allein. Denn die ist nichts, was in der Luft wachsen könnte, sondern sie ist wissenschaftlicher Ausdruck und Hülfsmittel einer ganzen Zeitrichtung, und so erweitert sich die Unchristlichkeit der Theologie — nach Overbeck — zu einem Gegensatz aller in der Gegenwart wahrhaft lebendigen Kräfte gegen das echte Christentum. Seine Grundanschauung ist, „daß wir Menschen der Gegenwart in einem Zeitalter leben, das im Begriff ist, sich mit dem Christentum auseinander zu setzen, d. h. von ihm zu befreien". Und die Aufgabe und Leistung der Theologie ist: diesen Prozeß nicht aufzuhalten, sondern zu beschleunigen.

Die Anklage übrigens (oder das Lob?), daß die Theologie unchristlich sei, richtet er gegen jede Theologie, ob alt oder neu, orthodox oder liberal. Ich halte mich nur an die Ausführungen, die sich mit der liberalen Theologie beschäftigen; mit den andern mögen sich andere auseinander setzen. An zwei Punkten tritt, so behauptet Overbeck, der Gegensatz am schroffsten zu Tage: in der Stellung zu Jesus Christus und in der Lebensbetrachtung.

3.

Eine Zeitlang glaubte die liberale Theologie mit dem Begriff des „Christentum Christi" eine feste, unzerstörbare Grundlage und den wesentlichen Gehalt des Christentums gewonnen zu haben. Diese Illusion vernichtet Overbeck. Der innere Widerspruch dieser Formel ist auch zu offenkundig. „Denn Christentum ist jedenfalls, was schon die Etymologie des Worts sagt, ein Glaube an Christus, mithin jedenfalls nicht sein eigner Glaube" (74). Hieraus ergibt sich von selbst die unbarmherzige Folgerung, „daß, wer von einer „Religion Christi" redet und sich an diese halten zu wollen des Sinnes ist, sich außerhalb der christlichen Religion stellt, welche ihrer ganzen Vorstellung von Christus zufolge von einer eigenen Religion Christi nichts wissen kann, jedenfalls nicht in dem Sinne, in welchem diese Religion unmittelbar die aller Menschen werden könnte" (75). Denn während die christliche Religion ihren Urheber zur Würde eines göttlichen Wesens erhoben hat, beruht diese Vorstellung einer „Religion Christi" auf der historischen Entdeckung des menschlichen Wesens Jesu. Und sie bedeutet nichts Geringeres, als Rückkehr auf den ebyonitischen Standpunkt der Judenchristen, ja, noch hinter denselben. Denn sie verehrten Jesus wenigstens noch als Messias — eine Vorstellung, die den heutigen Menschen verwirrend, im besten Fall bedeutungslos ist — und hoben ihn so über die anderen Menschen hinaus. Denn indem sie, die ältesten an Christus Glaubenden, in ihm doch einen menschlichen Messias verehrten, hatten sie an ihm jedenfalls mehr „als das Vorbild seiner Religion, da natürlich sein Glaube, der Messias zu sein, zu dieser Vorbildlichkeit nicht gehören kann" (76). Also nicht einmal auf einen Rückgang aufs Urchristentum kann sich diese Auffassung berufen.

Allerdings ist heute das Schlagwort vom „Christentum Christi" zurückgetreten. Es hat schon längst Wirkung und hypnotische Kraft eingebüßt. Der innere Widerspruch war, wie gezeigt, zu deutlich. Aber mit der Formel ist nicht auch ihr Sinn untergegangen. Das Streben ist dasselbe geblieben, nur klarer: an Stelle der Religion, die Christus anbetet, eine Religion zu setzen, wie der Mensch Jesus sie hatte. Also der Rückgang übers Urchristentum hinaus auf Jesus selbst. Und eine Unsumme von Fleiß und Arbeit hat die Theologie aufgewandt, um diesen „historischen Jesus" immer treuer und immer reiner zu erfassen. Noch in keiner Zeit hat die Theologie sich so eifrig mit der Person Jesu beschäftigt. Overbeck sagt: Die Absicht war, das Christentum zu läutern. Der Erfolg aber, behauptet Overbeck, war Entfremdung vom Christentum.

„In der Tat — sagt Overbeck — hat sich die freie Theologie der Gegenwart schon durch den Gedanken eines Lebens Jesu und die Art, wie er von ihr ausgeführt zu werden pflegt, den Interessen des Christentums als Religion mehr entfremdet als sie sich eingestehen mag" (79). Welches sind denn diese Interessen des Christentums? Ist es die „Gottheit" Christi? Das nicht, aber etwas Verwandtes. Denn das Wort „Gottheit" tut's freilich nicht. Das ist ein Wort und läßt sich drehen und wenden und mißhandeln nach Belieben. Aber das tut's, was die ersten Glaubenden empfanden und in adäquate Worte zu fassen vergeblich sich

bemühten, als sie Jesus einen θεός*) nannten und damit den verhängnisvollen Weg zur Apotheose eröffneten. Nicht das Wort macht's, aber sein Sinn. Sie wollten sagen: er sei der, der das Ziel erreicht habe, dem sie zustrebten; der das Ideal erfülle, das allen Menschen vorschwebe. Das ist von jeher ein wichtiges Interesse des Christentums, so wie wir es kennen, gewesen, Jesus zu besitzen als Einheit von Ideal und Wirklichkeit: das Mensch gewordene Ideal. So haben ihn lange Jahrhunderte geglaubt. Erst das 19. Jahrhundert hat diesen Glauben angetastet und zerstört. Und zwar gerade durch die Leben-Jesu-Forschung. Die zeigt dem, der sehen will, daß eine historische Größe und wäre es selbst die gewaltigste, nicht das Ideal ist und nicht sein kann; auch Jesus nicht, — ein Mensch, der bei aller Größe und bei aller Erhabenheit über seine Zeitgenossen, doch mit allen Fasern seines Wesens in seinem Volke wurzelt und nur innerhalb dieser Schranken verständlich wird; wirklich verständlich aber doch nur dem ins historische Verständnis jener Zeit Eingedrungenen; und auch dann noch in seiner herben Schroffheit und seinem himmelstürmenden Enthusiasmus fremdartig empfunden.

Man mag die zeitgeschichtlich bedingten und die rein individuellen Züge seines Wesens zu gunsten der allgemein menschlichen zurückstellen, — nur gewinnt man dann an Stelle eines Individiums eine Idee, einen Typus oder wie man's nennen will; man mag den Versuch machen, Gottheit und Menschheit zugleich zu leugnen und sich an eine „Einzigartigkeit“ Jesu klammern, die ihn jedem Verständnis und jeder Erfahrung entzieht und ihn zum absoluten Rätsel macht; man mag sich sträuben, wie man will, schließlich wird man sich um die Erkenntnis doch nicht herumdrücken dürfen und können: der historische Jesus ist für uns kein absolutes Ideal mehr. Der Glaube kann sich nicht mehr an ein fleischgewordenes Ideal halten; er muß es in sich selbst tragen. Das ist die kritische Lage des heutigen Christentums. Und wir verstehen jetzt, was Overbeck meint, wenn er sagt, daß die Theologie der Gegenwart sich den Interessen des Christentums als Religion entfremdet habe; wenn er findet, daß sie das „mythische und dogmatische Gebäude“ des Christentums zerstört.

Fittbogen.

*) Der Sinn von θεός ist nicht „Gott“, sondern „göttliches Wesen“.

Die Gewalt der römischen Priester.

Daß nach römischer Lehre die Gewalt der römischen Priester eine unermeßlich große ist, weiß jeder Kenner der römischen Kirche. Aus wissenschaftlichen und volkstümlichen Religionsschriften ließe sich eine Fülle von Nachweisen dafür erbringen, welch maßloser Übermut den Priestern dieser Kirche eingepflanzt wird. Sehr viele Protestanten werden indessen solche Ausführungen für mehr akademisch halten und die praktische Bedeutung derselben unterschätzen. Wir geben deshalb im nachfolgenden aus einer Urkunde des zeitgenössischen Katholizismus Stellen wieder, welche harmlosen Protestanten die Augen öffnen können. Es handelt sich um den diesjährigen Fastenhirtenbrief des Fürsterzbischofs von Salzburg, der am 5. März von allen Kanzeln der Erzdiözese zur Verlesung kam. Es liegt uns der originale Abdruck des Hirtenbriefs vor, wie er an die Geistlichkeit zur Versendung kam, wir geben daraus wörtlich Zitate.

An der Spitze steht des Verfassers Titel:

„Johannes,
durch Gottes Erbarmung und des Apostolischen Stuhles
Gnade Kardinal der heiligen römischen Kirche,
Fürsterzbischof von Salzburg,
Legatus natus des Apostolischen Stuhls, Primas von
Deutschland ꝛc. ꝛc. ꝛc.“

Als letzte unter diesen pompösen Bezeichnungen figuriert der eines „deutschen Papstes“, eines Oberhaupts („Primas“) der Kirche Deutschlands. Daß das geistliche Oberhaupt Deutschlands in Österreich wohnt, ist nicht ohne Interesse. Sonst wissen die Diener Roms nicht genug über „Hochverrat“ zu lamentieren, wenn eine organische Verbindung der ehemaligen deutschen Bundesländer mit dem Reiche auf gesetzlichem Boden angestrebt wird, in Wahrheit sind es aber gerade sie selbst, die Grenzpfähle mißachten.

Als Gegenstand seines Hirtenbriefs bezeichnet der Erzbischof folgendes: „Die katholischen Priester sind höchst ehrwürdig, denn unbegreiflich hoch ist die Würde derselben. Sie haben die Gewalt, Sünden zu vergeben und die Gewalt, zu konsekrieren.“

Das wird nun im einzelnen ausgeführt. Über die Gewalt des Rompriesters, Sünden zu vergeben, sagt Kardinal Katschthaler: „Etwas Größeres, als mit einem Worte dem Blinden das Augenlicht, dem Lahmen den Gebrauch der Glieder, dem Toten, ja dem Begrabenen das Leben wiedergeben, etwas Größeres, als durch das Wort „Fiat“: „Es werde Licht, es werde das Firmament“ usw. die Welt aus dem Nichts ins Dasein rufen; — ja, etwas Größeres, als so viele neue Welten schaffen, als es Sterne am Himmel gibt“, ist die Vergebung der Sünden durch den Priester.

„Bei diesem großen Akte Gottes wirkt der katholische Priester mit, ja, was sage ich, wirkt der Priester mit? Das Wort des Priesters selbst, das Wort: „Ich spreche dich los von deinen Sünden, bewirkt die Vergebung derselben. Dieses Wort kündigt nicht allein an, sondern bewirkt die Nachlassung der Sünden, die Rechtfertigung des Sünders, wie der hl. Kirchenrat von Trient lehrt. Gott hat gleichsam seine Allmacht für diesen Zweck, für diesen Augenblick an seinen Stellvertreter auf Erden, den bevollmächtigten Priester, abgetreten.“

Gegenüber dieser Priestergewalt verschwindet die Gewalt der Fürsten und Könige gänzlich! Denn „die Gewalt des katholischen Priesters übertrifft die Gewalt der Fürsten und Könige“. Auch „die Patriarchen und Propheten, die Martyrer und Blutzeugen und die Scharen der hl. Jungfrauen und die Engel und Erzengel und die Throne und Herrschaften, die Cherubim und Seraphim, selbst Maria, die Gottesmutter, die Königin des Himmels, ist nicht so mächtig, wie der Priester. Auch Maria, die Braut des heiligen Geistes, die Herrin des Weltalls, kann nur bitten um Lösung der Schulden, lösen kann sie nur der Priester.“

Man sollte annehmen, daß diese Gewaltfülle schon hinreichend groß sei. Doch es kommt noch besser! Eine andere Gewalt der katholischen Priester ist, wenn möglich, noch höher und erhabener: die Gewalt des Priesters, zu konsekrieren! Der Priester verwandelt durch sein Machtwort Brot und Wein in den wahren Leib und das kostbare Blut unseres Herrn. Das ist das größte der Wunder, „ja, ein ganzes Meer von Wundern“.

„Wo im Himmel ist eine solche Gewalt, wie die des katholischen Priesters? Bei den Engeln? (Es wird ausgeführt, daß sie nicht so mächtig sind, wie die Priester.) Bei der Mutter Gottes? . . . . Auf ihr Wort: „Mir geschehe nach deinem Worte“, auf diese Einwilligung hin geschah das große, unbeschreibliche Geheimnis der Menschwerdung des Sohnes Gottes. Doch höret, Geliebteste, wenn ihr es fassen könnet: Dieses „Es geschehe mir nach deinem Worte“ war nicht die Ursache der Menschwerdung, dieses Wort Mariens hat dieselbe nicht bewirkt, sondern es war nur der Anlaß zur Überschattung durch den heiligen Geist. — Das Wort des Priesters aber: „Das ist mein Leib“, „Das ist mein Blut“, ist nicht bloß der Erlaß, sondern wirklich die Ursache, bewirkt wirklich die hochheilige Verwandlung.“

Es könnte nun doch scheinen, als ob sich damit die unermeßliche Gewaltfülle des Rompriesters erschöpfe! Weit gefehlt! Es kommt immer noch viel besser. Sie verwandeln ja nicht bloß durch ihr allgewaltiges Schöpferwort die Hostie in Gott, sie tun noch mehr, „sie opfern Ihn, den Mensch gewordenen Gottessohn, für Lebendige und Tote als unblutiges Opfer. Christus, der eingeborene Sohn Gottes des Vaters, durch den Himmel und Erde geschaffen sind, der das ganze Weltall trägt, ist dem katholischen Priester hierin zu Willen.“

Mit Verwunderung lesen wir, wie der heilige Evangelist uns erzählt, daß Jesus, unser Herr, Mariä und Josef gehorsam gewesen. „Und er war ihnen untertan", heißt es. „O höret, Geliebteste, wie ihr gerade vernommen, hat Christus dem katholischen Priester über sich, über seinen Leib, sein Fleisch und Blut, seine Gottheit und Menschheit Gewalt gegeben und leistet dem Priester Gehorsam. O Geliebteste, welche Gewalt, welche Würde! Geliebteste, hatte ich also nicht Recht, wenn ich sagte, die Gewalt zu konsekrieren sei gleichsam noch größer, als die Gewalt, Sünden zu vergeben? . . . Durch jene bekam der Priester Gewalt über Menschen, über die Gläubigen, durch diese aber Gewalt über den Leib Christi, Christi heilige Menschheit, Christi Gottheit."

Soweit der Primas von Deutschland. Wir aber fragen: Was bedeutet demnach neben der Priestergewalt die Gewalt auch des mächtigsten Kaisers, ja, was bedeutet selbst die Gewalt des Allmächtigen, des ewigen himmlischen Vaters neben der Gewalt, wie sie in diesem Hirtenbrief geschildert ist? — — Nichts!

Kardinal Katschthaler fragt mit dem heiligen Dionysius, „ob man denjenigen noch einen Menschen nennen soll, den Gott aus den Menschen ausgewählt, über die Schar der übrigen so hoch emporgehoben, den Gott mit sich so innig verbunden, ihm sogar über sich Gewalt gegeben hat?"

Wahrlich, die Priester sind Götter. Darum wird dem Volke der heilige Antonius als Vorbild hingestellt, „der sich auf offener Straße, wenn er einem Priester begegnete, sogleich auf die Kniee niederwarf und stand nicht eher auf, als bis er demselben voll Ehrfurcht die Hände geküßt und von ihm den Segen erhalten hatte". So sollten auch wir es machen.

Müssen wir nicht dem Fürsterzbischof von Salzburg dankbar sein, daß er einmal den vollen Umfang priesterlicher Selbstüberhebung und Anmaßung aufgerollt hat? Die Welt glaubt es ja nicht, wenn es ihr nicht laut immer wieder ins Ohr geschrien wird, wohin wir steuern, wenn Roms Priesterkirche Oberwasser bekommt. Und zum Glück besorgen ja die Diener Roms selbst dies Geschäft, wie der vorliegende Hirtenbrief ausweist.

Hegemann.

Die ärztliche Mission.

Von Dr. G. Fobbe, Sekretär des Allg. Ev.-Prot. Missionsvereins.

II.

1. Beinahe überall bei heidnischen Völkern herrscht ein unbeschreiblicher Schmutz am Leib, an der Kleidung, in Wohnungen und Straßen der dortigen Leute. Sehr oft ist es die Trägheit, die geistige und körperliche Erschlaffung, die die Ursache dieser uns oft unglaublich vorkommenden Nachlässigkeit ist; häufig genug liegen aber direkt heidnisch-religiöse Gründe vor, die den Schmutz bei jenen Völkern hervorbringen und konservieren. Im ersteren Falle ist es klar, daß Leute, die zu träge sind, den Schmutz von sich zu entfernen, erst recht zu träge sein werden, sich einer dauernden, starken geistigen Anstrengung zu unterziehen, wie sie mit der tief innerlichen Annahme des Christentums, ja, mit der Annahme neuer kultureller Werte überhaupt verbunden sein wird. Die äußerliche Trägheit und der daraus resultierende Schmutz sind nur das Kennzeichen der inneren Trägheit und der daraus entspringenden geistigen Dumpfheit und der ebenfalls aus geistiger Trägheit entspringenden Herrschaft der niedrigen Triebe über den Menschen. Es soll nun nicht etwa gesagt werden, daß die Bekämpfung des äußeren Schmutzes und seiner Ursache, der körperlichen Trägheit, ohne weiteres und überall auch ein Erstarken des geistigen Lebens zur Folge haben müsse; aber das soll gesagt werden, daß wohl selten ein Erstarken des geistigen Lebens trotz Verbleibens in Schmutz und äußerer Trägheit statthaben wird. Mag ein Heide gelegentlich noch so tief vom Missionar angefaßt sein, für einen Augenblick noch so sehr die überragende Bedeutung des Evangeliums empfunden, vielleicht gar deutlich erkannt haben — sobald er dann in seine schmutzige Hütte kommt und wieder von tausenderlei häßlichen und niedrigen Eindrücken berührt wird, steht er in großer Gefahr, die ihm vom Missionar eingeflößten reinen Gedanken und edlen Vorsätze wieder aufzugeben. Eine gleichzeitige Bekämpfung des äußeren Schmutzes und der leiblichen Trägheit durch den Arzt und seine Vorschriften (denen vielleicht durch die betreffende Kolonialregierung Ansehen und gesetzliche Kraft gegeben werden mögen) und der geistigen Trägheit und Dumpfheit durch den Missionar scheint hier die meiste Aussicht auf Erfolg zu bieten.

Noch viel wichtiger aber wird die Arbeit des Missionsarztes, wenn — wie oben schon angedeutet — die Pflege des Schmutzes mit heidnisch-religiösen Sitten und Gebräuchen zusammenhängt. In manchen Teilen von Indien herrscht z. B. der Gebrauch, das neugeborene Kind in den ersten Wochen seines Erdendaseins nicht nur sorgfältig vor jeder Berührung mit dem Wasser zu behüten, sondern es auch noch mit einer ekelhaften grünen Salbe von Kopf bis zu Fuß einzuschmieren, um es so vor den Einflüssen böser Geister zu schützen. Die Kindersterblichkeit ist dort natürlich dementsprechend groß. Hier würde der Arzt durch seine Vorschriften direkt missionarisch wirken, insofern er — ohne irgendwie zu predigen und zu lehren — durch die Einführung von strikte zu befolgenden Reinigungsvorschriften allmählich einen jahrtausendealten heidnischen Aberglauben entwurzelte. — Die muhammedanische Welt gibt übrigens an Schmutz dem Heidentum nichts nach. Deshalb ist auch bei der Mission in den Ländern des Islam schon längst die Hülfe des Missionsarztes angerufen worden und hat sich glänzend bewährt.

2. Das eigentliche Gebiet der ärztlichen Tätigkeit ist aber die Bekämpfung der Krankheiten, und hier ist der Missionsarzt auf Schritt und Tritt geradezu religiös tätig — wiederum ohne daß er ein Wort von Religion zu sagen oder etwa gar Bekehrungsversuche zu machen brauchte. Infolge des Schmutzes, infolge des Klimas, des Wassers, der besonderen Gefährlichkeit gewisser Gegenden durch giftige Pflanzen, schädliche Tiere, ferner infolge jahrhundertelanger Laster in manchen heidnischen Völkerschaften (Opiumessen, Opiumrauchen, Kinderheiraten usw.) herrscht in jenen Völkern ein Elend an Krankheit, Siechtum, frühzeitigem Sterben, daß man in tiefster Seele ergriffen mit Jesus ausrufen muß: „Mich jammert des Volks." Gerade durch dieses Heer von Krankheiten ist der Heide aber am festesten mit seiner Religion und mit dem wildesten Aberglauben verknüpft. Es ist eine durch die ganze Religionsgeschichte gehende Erfahrung, daß gerade an Geburten, an Krankheits- und Todesfälle von jeher sich eine Fülle religiöser und abergläubischer Gebräuche geheftet hat, und daß diese im menschlichen Leben fortgesetzt eintretenden oder — wie Krankheit und Tod — fortgesetzt gefürchteten Ereignisse die Grundpfeiler der Macht und des Ansehens der heidnischen Priesterärzte sind. In den meisten Fällen haftet das ganze übrige Religionssystem des Volkes nicht entfernt so fest in seinem Herzen wie die gegen die Übel des Lebens sich wendenden Lehren und Gebräuche. Gelingt es hier, Bresche in das Ansehen dieser Zauberdoktoren zu legen, so ist ein gutes Stück, das hauptsächlichste Stück des Heidentums, im Grunde entwurzelt, es ist der Wirksamkeit der Missionare eine freie Bahn geschaffen. Ehe Missionsärzte in ein Land kamen und der Mission ihre Hülfe liehen, ereignete es sich auch oft genug, daß schon christlich gewordene Eingeborene in Krankheitsfällen oder Todesnot zu dem heidnischen Arzt ihre Zuflucht nehmen mußten und von ihm unvermerkt wieder ins Heidentum zurückgezogen wurden. Wo aber ein Missionsarzt in einem Lande ist, da erfährt man es immer wieder, wie nach einem anfänglich ihm entgegengebrachten starken Mißtrauen später, vielleicht infolge irgend einer ihm gelungenen glücklichen Heilung, der Missionsarzt mehr und mehr Zulauf findet, Patienten aus weit entfernten Teilen des Landes erhält, und wie die Leute an der Kunst und dem Worte ihrer heidnischen Ärzte gründlich irre werden. Dann sind durch rein

ärztliche Tätigkeit des Missionsarztes Barrieren beiseite geräumt worden, die bisher der Christianisierung des Volkes oft unverrückbar im Wege standen.

Damit verbindet sich dann noch eine andere Wirkung der missionsärztlichen Tätigkeit, die von höchster Wichtigkeit ist. Durch ihre Taten der rettenden, heilenden Liebe erwerben die Ärzte zunächst sich selber und mittelbar auch den Europäern überhaupt das Vertrauen der fremden Völker, ohne das dann weiterhin eine ersprießliche missionarische Tätigkeit gar nicht möglich ist. Die heidnischen Völkerschaften, besonders auch die auf höherer Kulturstufe stehenden, wie die Inder, Chinesen, Japaner, sind im allgemeinen von tiefstem Mißtrauen gegen Europäer und Amerikaner erfüllt. Und wer sollte es z. B. den Chinesen auch verargen, wenn sie mit nicht gerade freundlichen Gefühlen denen gegenüberstehen, die ihnen das Opium gewaltsam aufgedrängt, ein Stück Land nach dem anderen entrissen und aus ihrer Verachtung dem Chinesen gegenüber nie ein Hehl gemacht haben! Diese Empfindung des Abscheus und des tiefsten Mißtrauens uns Europäern gegenüber ist aber durchaus nicht geeignet, dem Einzug des Evangeliums in die Herzen der Chinesen freie Bahn zu machen. Im Gegenteil, der Chinese und ebenso die anderen Völker wittern oft genug in der Verkündigung des Evangeliums nur eine neue Teufelei der Weißen. In Japan sind die Missionare unseres Vereins gelegentlich direkt gefragt worden: „Was gibt euch denn euer Kaiser dafür, daß ihr uns das Christentum bringt und ihm dadurch in die Hände arbeitet?“ Wie kann dieses tiefe, der Mission so hinderliche Mißtrauen beseitigt werden? Wiederum zum guten Teil nur durch die ärztliche Mission. Wenn die fremden Völker sehen, daß sich unsere Ärzte ihrer Kranken liebevoll annehmen und sie gesund machen, oft ohne ein Entgelt dafür zu nehmen, ja, daß auch nicht etwa der Übertritt zum Christentum als Bezahlung von den Heiden verlangt wird, sondern daß man ihnen nur hilft aus Erbarmen mit ihrer Not, aus Liebe zu den leidenden Brüdern, so taucht ihnen doch mit der Zeit der Gedanke auf, daß am Ende nicht alle Europäer so schlecht seien wie die, von denen sie etwa dies oder jenes Böse erfahren haben, und sie sind dann auch eher geneigt, ein williges Ohr dem zu leihen, was die mit den Ärzten so eng verbündeten Missionare ihnen zu sagen haben. Unser Allg. Ev. Prot. Missionsverein jedenfalls weiß manches Beispiel dafür zu erzählen, wie durch unsere Hospitaltätigkeit in Tsingtau und in Kaumi Herzen dem Einfluß des Christentums geöffnet worden sind, die ohne diese vorbereitende Tätigkeit unserer Ärzte sicher nicht zu gewinnen gewesen wären.

Hinzugefügt mag noch werden, daß oft genug auch der Arzt oder die Ärztin dahin dringt, wo dem Missionar die Wege vorläufig versperrt sind. So ist eine eigentlich missionarische Tätigkeit in muhammedanischen Ländern nicht möglich, weil im Islam der Abfall vom Glauben mit dem Tode bedroht ist; niemand aber kann die Missionsärzte hindern, Taten der Liebe zu tun und so dem Eingang des Evangeliums vorzuarbeiten. Oder man denke an die für Missionare und meist auch Missionarinnen unzugänglichen indischen und muhammedanischen Frauengemächer, in die wohl aber gelegentlich die europäische oder amerikanische Ärztin gerufen wird. In diesem letzteren Falle mag dann auch ausnahmsweise zugleich mit der ärztlichen die missionarische Tätigkeit von der Ärztin ausgeübt werden, während im allgemeinen auf den Stationen und in den Hospitälern die beiden Tätigkeiten — wie oben ausgeführt — zwar in inniger Verbindung mit einander, aber auf verschiedene Personen verteilt auftreten.

So ist denn die Wirksamkeit des Missionsarztes von größter Bedeutung für die Verbreitung der Kultur und speziell des Christentums in außerchristlichen Ländern. Und die Missionsärzte, die draußen tätig sind, empfinden es auch deutlich, wie wichtig der Posten ist, auf dem sie stehen; sie fühlen wohl ohne Ausnahme eine tiefe, innige Befriedigung in der Stellung, die sie bekleiden; eine Stellung, die zwar aufreibender, arbeitsreicher und gefahrvoller ist als die ihrer Kollegen in der Heimat, die dafür aber das Bewußtsein verleiht, auf einem vorgeschobenen Posten der Menschheit zu stehen und weit in die Zukunft hinaus wirken zu dürfen. Wenn wir doch mehr deutsche Ärzte hätten, die sich diesem großen und schönen Berufe widmeten!

Carl Spitteler. II.

Wir versuchen nun einen Überblick über die Welt- und Lebensauffassung des Dichters zu gewinnen.

Das Wesentlichste an Spittelers Art ist im Grunde das heiße Verlangen und Bemühen, eben seine Art, sein eigen Selbst sich zu bewahren, allen von außen kommenden Forderungen gegenüber. Den Gegensatz zwischen autonomer und heteronomer, gesetzlicher Sittlichkeit empfindet er wie Nietzsche, der bekanntlich seinen Zarathustra sagen läßt: „Wer gehorcht, der hört sich selber nicht.“ Von seinem „Prometheus“ sagt Spitteler, dies Werk sei zunächst hervorgegangen aus dem persönlichen Pathos der Selbstbehauptung, später multipliziert mit prophetischem Pathos, der Stimmung, die der Inspirationsmensch gegen die anders geartete Welt empfindet. Die Dichtung beginnt gleich mit der Hauptsache: „Es war in seiner Jugendzeit — Gesundheit rötete sein Blut und täglich wuchsen seine Kräfte — da sprach Prometheus Über-Mutes voll zu Epimetheus, seinem Freund und Bruder: Auf, laß uns anders werden als die vielen, die da wimmeln in dem allgemeinen Haufen! Denn so wir nach gemeinem Beispiel richten unsern Brauch, so werden wir gemeinen Lohnes sein und werden nimmer spüren adeliges Glück und seelenvolle Schmerzen!“ In einem stillen Tal ließen sie sich nieder „und legten einen Balken vor den Weg . . . und nahmen kein Gesetz und keine Sitte an und war ihr einziges Gebot der eignen Seele Flüstern.“ Spitteler will sich keine Forderungen stellen lassen von Sitte und Tradition, diese erscheinen im Prometheus unter dem etwas mißverständlichen Begriff des Gewissens, das schließlich verspottet wird, weil es nicht mehr aus noch ein weiß und den Epimetheus, der sich ihm verkauft hat, ins Elend stürzt. Und im „Olympischen Frühling“ fährt Boreas beim Weltenfrühling mit reinigender Macht über die Erde; da sieht er in dunklen Löchern „Brauch und Sitte Überlieferung lutschen, vor tausendjährigem Unsinn Ehrerbietung rutschen. „Zum Hades“ überschäumt er, mit den Sittenbräuchlern, die Geißel ums Gerutsch den ehrerbiet'gen Heuchlern!“ In diesem Zusammenhang wird Spittelers Bitterkeit, sein Haß gegen die christliche Kirche verständlich, denn diese hat die Macht der Tradition gepflegt, immer wieder gesetzliche Sittlichkeit gepredigt, freilich im Widerspruch mit Jesus, Paulus und Luther; in Wahrheit ist der Nietzsche-Spittelersche Protest gegen alle gesetzliche, heteronome Ethik durchaus christlich, er ist in anderer, aber nicht minder bestimmter Form z. B. auch von Herrmann, dem evangelischen Ethiker, ausgesprochen in seinen Broschüren über „evangelische und römische Sittlichkeit“ und über die „sittlichen Weisungen Jesu“.

Die Worte des Boreas führen uns vom Drange der Selbstbehauptung weiter zu dem antikonservativen Zug Spittelers, der mit Tatendurst verbundenen Sehnsucht nach dem Neuen, Schönen und Unbekannten: „Was da faul ist, das muß fallen; Gruß von Gott den Mut'gen allen!“ „Armut und Kleinmut“, sagt er, „klammern sich an Treue, doch großen Mutes Sehnsucht glaubt ans Ewig-Neue.“ Und davon handelt auch der ganze Gesang „Apollo der Entdecker“ im Olympischen Frühling. Weingartner nennt dies Stück „die Krone des Ganzen, nur den allerhöchsten Erzeugnissen der Weltliteratur an die Seite zu stellen.“ Apoll ist voll Sehnsucht nach einem „frischen Himmelsbogen, hoch, frei und rein, darin noch niemals ward gelogen, den keine Pfiffigkeit bedeckte mit Verrat, weil ihn kein Schlechter kennt, kein Feiger je betrat“. So löst er die Sonne von den fesselnden Seilen und durch Ätherglanz und Wolkenzug

geht die kühne Fahrt, einer nur geahnten schöneren Welt entgegen. Nach langer, banger Fahrt kommt er vor eine Wolkenwand, eine Erscheinung überreicht ihm Bogen und einen Pfeil mit den Worten: „In dieser Wolkenwand, dem Auge unsichtbar, befindet sich ein Zweck, nicht breiter als ein Haar; mit dunkler Ahnung muß der Treffer dir gelingen. So wird der Vorhang fliehen und die Pforte springen.“ Der Bogen ist selbst für Apoll schwer, Zweifel trübt sein Urteil, mehrmals sinken Mut und Arm ihm kraftlos nieder; „plötzlich ein Griff, ein Sprung, und vom gespannten Bogen war Blick und Pfeil zugleich der tapfern Tat entflogen“. Und damit öffnet sich ihm der Eingang zu den Gärten der Hesperiden, er sieht das Land der Ideen und Ideale, auf dessen herrliche Schilderung es hier nicht ankommt, wo Spitteler als Verherrlicher mutigen Vorwärtsstrebens und kühnen Wagens gekennzeichnet werden sollte.

Offenbar hat Spitteler sehr lebhaft empfunden, daß es für den in der Welt tätigen Menschen notwendig zum Konflikt zwischen Macht und Recht kommt, er kennt das Problem vom Verhältnis des religiös-sittlichen Empfindens zum Kampf ums Dasein. Wie Spitteler darüber urteilt, ist nach dem früheren klar: Er erzählt z. B. eine Sage aus alter Zeit, „als König von Olymp war Minos der Gerechte, deß Daumen ewig ein Bedenken schwächte, so daß er vor Gesetzen, Redespiel und Rat selten den rechten Finger fand zur kurzen Tat“. Und als Zeus gegen alle Regeln des verabredeten Wettkampfes, durch Rechtsbruch, aber im Bewußtsein, der Erwählte des Schicksals zu sein, sich zum König des Olymp gemacht hat, da entsteht Empörung gegen ihn, man holt vom Altar das Standbild der Gerechtigkeit und kniet davor in ehrerbiet'gem Kreise, da erscheint der Schicksalsgöttin Gorgo feurig Antlitz: „Spott eurem Recht und Brauch! Mir gilt's für Possenspiel; gerecht ist jener, der mir blindlings folgt zum Ziel, und wär' er schwarz wie Sünde! Das ist Weltenrecht.“ Der Oberpriester Themiurg wagt zu widersprechen und verlangt, daß Gorgo das Bild der Gerechtigkeit verehre — „ein Zackenblitz durchzüngelte die Wolkenwelt und klirrend läutete das Bild, zersprengt, zerschellt“.

Man darf deshalb nicht denken, daß Spitteler Freude an dieser Welt der Ungerechtigkeit hätte. Im Gegenteil, der Pessimismus in der Beurteilung der Menschheit, der ganzen Weltverhältnisse ist so stark wie nur möglich, er wirkt stellenweise grausig; und man kann nicht sagen, er male das dunkelste Dunkel nur, um dadurch einen besseren Hintergrund für die Freude an Sonne, Licht und Glück zu gewinnen, der Pessimismus gehört nicht zu der Kunst und den Kunstmitteln Spittelers, sondern er liegt als drückende Last auf dem M e n s c h e n Spitteler. Zwei Beispiele mögen von dieser Lebensauffassung einigermaßen Zeugnis geben: Auf der Reise zum Olymp kommen die Götter zu Uranos, der sie in einige geheime Welträume führt, so in ein lärmerfülltes Haus mit einem Eisenräderwerke, „woselbst von 100 Hämmern die vereinte Stärke auf einem Walzenband von Stein, das Funken spritzte, mit grimmen Eisengriffelhieben Runen ritzte“. Mit Hülfe eherner Schallhörner macht man sich in dem furchtbaren Getöse verständlich und die Eisenmänner berichten:

„Wir schmieden Runen in das Weltenklagebuch,
Da schreit die Kreatur dem Schöpfungstage Fluch.
Der Seele Traurigkeit, des Leibes Angst und Qual,
Jedwede Träne, die aus einem Aug' sich stahl,
Ein jeder Schmerz, der jemals einen Nerv zerriß,
Ein jeder Blick der Trübsal und Bekümmernis,
Des Menschen wissend Weh, der Tiere dumpfe Not,
Des kleinsten Wurmes unverdienter Martertod,
Und wär's von Nacht und Einsamkeit verhehlt geblieben,
Von unsern Fäusten wird es pünktlich aufgeschrieben.“

Und als Zeus, noch vor dem eigentlichen Antritt seiner Herrschaft aufs Weltendach steigt, gelangt an sein grausend Ohr ein fernes Klagen:

„Was will, o Zeus, was will der Erdenlauf besagen?“
Und lauter immer wälzte sich die Frage fort.
„Halt Stand, Gebieter, stehe den Geschöpfen Wort!“
Ein Wildbach, plötzlich überflutend Wehr und Damm,
Toste der Notschrei um des Götterberges Stamm.
Verzweiflung hetzte, Wut und Jammer liefen Sturm
Und all das Elend stürzt' empor zum Weltenturm.
Bereits erklettern sie die Burg. Die Zinnenwehr
Wird siegreich überstiegen. Auf dem Dach nunmehr
Fällt mit Triumphgeul das wilde Bettlerheer
Flehend und fluchend um den Weltenkönig her,
Bestrebt mit heft'gem Ärmelzupfen, Griffen, Stößen
Ihm Aufschluß abzutrotzen, Mitleid einzuflößen.
„Wir halten dich, du kannst die Antwort nicht vertagen:
Warum? Wozu? Was will der Erdenlauf besagen?“

Spitteler hat auf diese Frage eben so wenig wie Zeus eine Antwort gefunden, darum vor allem ist er Pessimist. Und doch finden wir in seinen Dichtungen einige Gedanken ausgesprochen, zum Teil sogar sehr kräftig betont, die uns Ansätze für eine Lösung zu bieten scheinen.

Da ist zunächst ein Gedicht, das uns lehrt im Kriege einen Kulturträger zu sehen: Als Nebukadnezar in die Unterwelt kommt, stürzen Tausende fluchend ihm entgegen und schleppen ihn zum Richter, Rache heischend; dort kann er den tausendfältigen Mord nicht bestreiten, doch „das Meer von Blut und Jammer, das aus der Erde quillt von Ewigkeit, hab' ich gegossen in Kanäle. Zwar — durch die Kanäle wälzte sich der Jammer, doch längs den Ufern blühten Recht und Ordnung“. Daran sehen wir, daß hinter dem ersten, unmittelbaren Eindrucke des Unrechts und Unglücks im tiefsten Grunde Wohltat liegen kann, ein Gedanke, der in seiner Allgemeinheit sehr trivial klingt, aber im Privatleben wie im Kampfe der Stände und Völker gar nicht genug beachtet werden kann.

Die zweite Gedankenreihe bei Spitteler, die seinen Pessimismus innerlich überwinden kann, ist gegeben in dem wechselseitigen Verhältnis von Leiden und Menschengröße. Daß Leiden Segen bringt, daß der Mensch im Leiden und n u r durchs Leiden groß wird, das ist ein Hauptgedanke der ganzen Prometheus-Dichtung. Es ist bereits oben erzählt, daß Prometheus den großen Feiertag, da er seine Seele, seine Braut gewinnt, erst erlebt, nachdem er alles Leiden durchgekostet hat; was heißt das anders, als daß nur auf diesem Wege der Mensch zur Vollendung kommen kann? Am kürzesten und schönsten ist der Gedanke ausgesprochen im „Wunsch des Herakles“; dessen Stimmung ist ähnlich der Goethes: Selig wer sich vor der Welt ohne Haß verschließt, e i n e n Freund am Busen hält und mit dem genießt, darum wünscht er sich ein unzugängliches Schloß mit heimlichem Zugang für erlesene Gäste; doch Zeus stößt ihn in Nacht und Sklaverei und erwidert auf des Sohnes Klage: „Halbgöttisch auf den Pharaonenschenkeln im Thron sich wiegen und die niedre Welt sich ferne halten, kann ein jeder Krönling. Allein im Knechtsgewand in Augias Stall, unterm Gesind, verlacht, beschmutzt, mißachtet, dennoch die Heldenstirne hart und rein mit ungebeugtem Haupte hoch erheben — das können andre nicht; drum spart ich's dir.“ Noch muß ich auf die Kehrseite wenigstens hinweisen, es besteht wie gesagt, eine Wechselbeziehung zwischen Leiden und Menschengröße: führt Leiden erst zur wahren Größe, so bringt andererseits Größe Leiden mit sich. Darum sagt die Schicksalsgöttin dem Zeus, als er die Herrschaft antritt: Zur Größe bist du nun verdammt; und als Zeus zu Apoll kommt, den er um die Herrschaft betrogen hat, da ergrimmt Apoll beim Anblick des Feindes:

Als einz'gen Gruß hob Zeus den Aigismantel hoch.
„Apoll“, beschloß er düster, „neidest du mich noch?“
Und sieh, lebend'ge Traufen roten Blutes troffen
Innen vom Mantel, außen starrten Augen offen,
Dazwischen tönt es wie von kindlichem Gewimmer
Und beide aufgesperrten Augen tränten immer.
„Elender“, rief Apoll, von Grausen jach erfaßt,
„Sag an, Unseliger, wie trägst du diese Last?“
„Dies ist mein Herrschermantel und mein täglich Hemd,
Auf ewig unabwerfbar mir ins Fleisch geklemmt.“

Und in diesem Zusammenhang finden wir nun auch den dritten Gedanken, der den Pessimismus seiner Weltanschauung mildern kann: Zeus, der Gewalttätige, ist doch nicht der

einzige Herr der Welt; Zeus hat damals mit Apoll einen Bund geschlossen, er hat zu dem Grollenden gesagt:

„Zwar du bedarfst mich nicht, ich kann dir nichts gewähren,
Ich aber und mein Volk kann deiner nicht entbehren.
In dieser Welt, von Übeln krank, vom Blute rot, –
Tut Geist und Schönheit, tut ein Fleckchen Himmel not,
Ein Glücklicher, der nichts vom Pfuhl des Jammers weiß,
Ein Edler, rein von Schuld, ein Held, deß Helmbusch weiß.
Ich kann nicht dulden, daß du feindlich ferne weilest,
Ich fordre dich, daß du die Herrschaft mit mir teilest.
Zwar mir der Weltenlärm, der Völker Not und Streit,
Die strenge Rute, waltend der Notwendigkeit,
Doch dir im lichten Ätherglanz das Reich des Schönen,
Wo hoch im freien Raume die Gedanken tönen."

Diese Versöhnungsszene zwischen Zeus und Apoll führt uns nun schließlich noch zu dem Gedankenkomplex: Vergebung, Feindesliebe, Nächstenliebe.

Wie zu Anfang müssen wir hier zum Schluß noch einmal von Nietzsche reden. Gleich diesem empfindet Spitteler, daß Mitleid die Tatkraft schwächen kann, gleich ihm ist er ein Feind der „faulen Güte". Als man Uranos wegen seiner Milde und Sanftmut preist, entgegnet er selbst: „Der ist fürwahr kein rechter Mann, der über Bosheit nicht ergrimmen kann." Und so haßt er die mattherzige Nachgiebigkeit, die sich oft unter dem Deckmantel christlichen Vergebens versteckt. In den Balladen erzählt er, wie ein Dompropst mit seinen Mönchen an Gregor VII. vorüberkommt, der schnöde aus Rom vertrieben ist; er rühmt ihn:

„Ein Sarazene hätte die Freveltat gerächt.
Eheu! Der Zorn ist heidnisch, dem Christen ziemt er schlecht.
Ecce! Schaut ihn, den Dulder, wie er in Gott gebückt,
Dem Feinde sanft vergebend, Rebstecken friedlich stückt!"

Doch Gregor antwortet:

Freund, was du da gepredigt, hat weder Schwanz noch Hirn . . .
Schmeck, das gibt eine Lanze, zwar etwas plump geschnitzt;
Gott gebe, daß sie nächstens dem Feind im Nacken sitzt.
Ein Jebusiter, welcher, wenn man sein Recht ihm stiehlt,
Statt wacker sich zu wehren, nach Davids Schoße schielt!
Die Kirche ruht in Christo, der Satan ist besiegt;
Dem Feind will ich vergeben, wenn er am Boden liegt!"

Gewiß läßt sich vom Standpunkte der christlichen Ethik manches dagegen einwenden, aber eine derartige Reaktion im Sinne Nietzsches gegen die als christliches Wesen sich breit machende Schwächlichkeit ist der Christenheit wohl tatsächlich nötig. Aber gegenüber Nietzsches Einseitigkeit hat Spitteler kraftvolle Selbstbehauptung und hingebende Liebe zu vereinigen gesucht. Sein Prometheus zeigt geradezu, wie viel an Nietzsches Übermenschen wirklich wertvoll, annehmbar für uns sein kann und wo die Grenze ist. Damit soll übrigens nicht gesagt sein, daß Prometheus eine Entgegnung auf Zarathustra wäre oder gar ein Nachklang: eher wäre das Umgekehrte möglich, denn Prometheus ist vor Zarathustra entstanden und erschienen, und Nietzsche hat noch vor seinem Zarathustra durch Widmann den Prometheus erhalten. Um den Unterschied beider zu würdigen, beachte man den Abschluß der Prometheus-Dichtung. Als Prometheus durchs Elend hindurch zur Größe und Vollendung gekommen ist, da ruht er nicht eher, als bis er seinen Bruder Epimetheus erlöst hat, den Vertreter der in Irrtum und dauerndes Unglück verfallenen Menschheit, die an Prometheus bisherigem Elend schuld war. Spitteler kennt eben das Vergeben als eine „königliche Tugend", und bei allem Groll des Übermenschen gegen die Herdenmenschen hat er das „Pathos der Distanz" nicht zum unbedingten und letzten Grundsatz gemacht. Ja, die wahre Nächstenliebe findet in Spitteler einen Verkündiger. Beim Weltenfrühlingsfest sucht die Schicksalsgöttin eine neue Glocke für den Weltenturm; endlich findet sie zu ihrer Wonne eine bisher ganz verachtete mit schönem, hellen Klang. „Wie trübt nur deinen sonn'gen Sang nicht Dunst und Dampf? Kennst du nicht auch der Leidenschaften Qual und Kampf?" Die Glocke sprach: „Ich dachte, mich trifft's, wenn ich leide; den andern, dacht ich, schuld ich heitre Ohrenweide."

Freilich Spittelers Dichtungen sind nicht wie diese Glocke; sie bieten viel heitere Ohrenweide, aber vieles wiederum ist geschnitten aus dem Holze des Baumes „Herzeschwer", und das ist wohl auch des wahren Dichters Beruf: unser Herz und Gemüt zu erschüttern sowohl wie zu erfreuen.

Wundersleben, Thüringen. Wilh. Schubring.

Vom Büchertisch.

E. Baars. Dichtungen. E. Piersons Verlag. Dresden. Brosch. 2 ℳ; geb 3 ℳ.

E. Baars hat uns in seinen „Dichtungen" eine schöne Sammlung mannigfaltiger Schöpfungen seiner Muse gegeben, die alle aus einem tiefreligiösen Gemüt geflossen sind und von tiefer Empfindung zeugen. Wir finden darin: „Gedanken über Menschenleben", worin Buddha, Moses, Christus einander gegenüber gestellt werden. Ethische Probleme werden in den Gedichten: „Gerechtigkeit", „Schuld und Menschen", „Betrogen", „Kirche Christi richte nicht", behandelt. Diese Ideendichtungen, oder wie man sie nennen will, zielen gegen Lieblosigkeit und Heuchelei, die sich auch in der Kirche breit machen. An dichterischem Werte scheinen sie mir doch zurückzustehen hinter den Gedichten, die den Grundstock der Sammlung bilden und unreflektiert Stimmungen und Ergüsse auf Höhen und in Tiefen des Menschenlebens uns erschließen. Es finden sich hier wahre Perlen, welche eine hohe dichterische Begabung offenbaren, wie „Kinderglauben", „Tautropfen", „Nach der Geburt des jüngsten Kindes", „Traumbild", „Nachtfrost", „Sontagmorgen im Walde". Sie lassen uns noch Größeres erhoffen.

Auch der Pfarrer und Idealist kommt dann wieder zu Worte in den „Worten eines deutschen Vaters an seinen Sohn" und „Mutterworten an eine Tochter" und in einer Vision, die den „Hütern Schillerscher Ideale" gilt, letztere in Prosa. Auch andere prosaische Stücke sind der Sammlung beigefügt: Fragmente zu einem Lebensbilde Jesu (u. a. Versuchung Jesu, Jesus bei Maria und Jesus in Gethsemane), die wohl als Vorarbeiten zu einem Drama „Jesus von Nazareth" zu verstehen sind, das wir von Baars zu erwarten haben und das in den Szenen, die schon einem literarischen Kreise Bremens vorgelesen wurden, einen tiefgehenden Eindruck hinterlassen hat. Alles in allem genommen zeugt diese erste Gedichtsammlung ein aufstrebendes Talent, dem Anerkennung gebührt, das wir fördern können und müssen. Wir freuen uns, dieses Werk unseres Mitarbeiters unseren Lesern anzeigen zu können. O. V.

Das Martyrium der Madonna. Leipzig 1904. Verlag der Schriften Moses Maria. Adresse: H. Funke, Leipzig, Kurprinzstraße 5. 1 Mk. 7 S.

Danke Peter. Ebenda. 14 S.

Wir legten die erste Schrift als nicht zu besprechen beiseite, da kam die zweite mit Reklamierung der Belegnummer für die erste. Gut, so mag's geschehen. Der Verfasser sagt in einem Begleitblatte, daß er „die wahrheitsgetreue Darstellung der Leidensgestalt der geheiligten Frau Maria" und — in No. 2 — die Entstehung des Christentums in „Spiegelbildern übersinnlichen Gedächtnisses und Zeichen göttlicher Offenbarung einwandfrei" erkannt. Wir wollen uns nur negativ ausdrücken: wir haben keinen Sinn in den Blättern gefunden. Unten steht: „Vor Nachahmung wird gewarnt". Das war unnötig.

Persönliches Leben. Predigten von Ernst Rolffs. Tübingen 1905. J. C. B. Mohr. Geb. 3.50 ℳ.

Über diese Predigten läßt sich im allgemeinen nur Gutes und Empfehlendes sagen. Sie sind „modern" im besten Sinne des Wortes, d. h. sie halten sich fern von unfruchtbarem Dogmatisieren, gehen überall aus auf die Bedürfnisse des praktischen Lebens, nehmen Rücksicht auf die unsere Zeit bewegenden Fragen, verraten auch ein lebhaftes soziales Interesse, sind klar und dabei doch ernst und warm gehalten. Ihre schlichte, von allem Gesuchten sich fern haltende und zugleich edle Sprache erhöht den Genuß sowohl für den Hörenden als auch für den Lesenden. Diese Predigten sind wohl geeignet, persönliches Leben zu schaffen, ein Christentum zu wecken, das nicht Lehre, sondern Leben ist. — Ob es aber ratsam ist, die Davidsohnschaft Jesu so stark zu betonen, wie es in der Weihnachtspredigt geschieht? Dazu unterliegt dieselbe doch wohl zu starken, kritischen Bedenken! In der Karfreitagspredigt finden sich Ausdrücke, die den Anschein erwecken, als wenn der Verfasser die doch sicher nicht von ihm angenommene Satisfaktionstheorie verträte.

Elbing. Falck.

Totenfestpredigten. Im Evangelischen Verlag in Heidelberg erscheinen, wie unseren Lesern bekannt ist, die sogenannten Pfennigpredigten unter dem Titel: „Sonntagsgruß". Derselbe Verlag gibt zum Totensonntag zwei Predigten heraus. In diesem Jahre waren sie vom Prediger A. Kind und Pastor Schönwald verfaßt. 65215 Stück wurden bezogen. Bestellungen waren eingegangen aus Amesdorf, Berlin, Brandenburg, Breitenhain, Breslau, Eisenach, Eisenberg, Gammersbach, Ganzenheim, Gera, Goslar, Güsten, Haynau, Helmstedt, Hirschberg, Lehesten, Lennep, Liegnitz, Plauen i. Voigtl., Reinsdorf, Waldmichelbach. Den Hauptanteil hat Berlin, das 51300 Exemplare bezogen hat. Hier war auch eine Sammlung veranstaltet worden, um in Gemeinden, wo keine Mittel anderweit vorhanden waren, die Predigten auf den Friedhöfen verteilen zu können. 146,15 ℳ. gingen ein. Davon konnten 18000 Stück beschafft werden.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen 11, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt Beilage Nr. 24.

Bremen
Berlin. 10. Juni 1905.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Kirchlich-sozial und evangelisch-sozial. — Des Falles „Heyn“ Ende. — Abendmahlsreform in St. Remberti zu Bremen. I. — Randbemerkungen zum Fall Mauritz. — Anzeigen.

Kirchlich-sozial und evangelisch-sozial.

Wieder ladet der evangelisch-soziale Kongreß zu seiner Pfingsttagung ein. Er zieht diesmal nach Hannover. Wir wünschen ihm zahlreichen Besuch und freudige Zustimmung. Vor allem möge die Zahl seiner Mitglieder wachsen. Daß seine Verhandlungen stets auf geistiger Höhe sich bewegen, hat er in der langen Zeit seines Bestehens glänzend bewiesen. Er arbeitet damit in der Stille mehr und nachhaltiger als andere, die mit großer Reklame für ihre Sache werben. Aber doch wäre zu wünschen, daß auch äußerlich die Zahl der eingeschriebenen Mitglieder sich rascher heben möchte. Wir hoffen, daß Hannover da einen Merkstein in der Entwicklung des Kongresses bedeutet.

Die kirchlich-soziale Bewegung versteht es ja besser, von sich Aufhebens zu machen. Es hat manchmal den Anschein, als ob alles, was vom protestantischen Christentum aus in sozialer Arbeit geschehe, eigentlich aus der kirchlich-sozialen Geschäftsstelle fließen müßte. Stöcker hat es von jeher verstanden, mit vielem äußerlichem Beiwerk seine Agitationen in Szene zu setzen. Er hat auch in sozialer Beziehung seine unbestreitbaren Verdienste, und die Evangelisch-sozialen werden es nie vergessen, daß sie lange mit ihm zusammen getagt haben. Er ist stets von anregendem Eifer für die Tagungen des Kongresses gewesen. Aber er will herrschen. Das ist wenigstens unsere private Meinung. Und weil er herrschen will, so wird nun auch der Schein erweckt, als ob alles Christlich-Soziale sich im kirchlich-sozialen Lager zusammenfinden müßte. Dabei muß alles zusammenhelfen. Am schlimmsten ist, daß jetzt offen die modern-kirchliche Bewegung den Wagen der Kirchlich-Sozialen schieben muß. Das „Reich“ wurde zu Tausenden auf der landeskirchlichen Vereinigung verbreitet und in Hetze gegen die liberale Theologie gibt es der Reformation nichts nach. Seltsam, daß man meint, der modernen Arbeiterbewegung mit Orthodoxie aufhelfen zu können. Eher noch wäre die Gemeinschaftsbewegung im stande, den Arbeitern zu dienen, weil dort viel persönlicher Gewissensernst vorhanden ist; mir kommt hier der ablehnende Standpunkt gegen die Kultur hemmend in Betracht. Für kirchliche Rechtgläubigkeit als solche ist der moderne Arbeiterstand als Stand zukünftiger Kraft nicht zu haben. Denn da geht er leer aus. In manchen Punkten der kirchlich-sozialen Parteibewegung ist aber der Kampf gegen die liberale Theologie die Hauptsache. Das Interesse liegt in der Bekämpfung der grundstürzenden modernen Irrtümer; die sozialen Interessen treten in Hintergrund.

Der evangelisch-soziale Kongreß hat sich stets fern gehalten von dem Streit der theologischen Meinungen. Er richtet sein Augenmerk auf die Durchdringung der kulturellen Strömungen mit sittlichen, evangelischen Gedanken des Rechts und der Liebe; so wirkt er vertiefend und trägt dazu bei, daß das sittliche Recht an der Kultur dem protestantischen Glauben wieder gewonnen wird. In dieser vornehmen Art sieht der evangelisch-soziale Kongreß sehr erfreulich ab von der Glaubensagitation der Kirchlich-Sozialen. Er wird diesen Charakter stets bewahren und sich nicht in solchen Tagesstreit verlieren, so sehr eine Monopolisierung des Christlich-Sozialen dazu anreizen könnte.

Dazu kommt, daß die christlichen Gewerkschaften von der kirchlich-sozialen Bewegung als die einzige Möglichkeit für die Arbeiter hingestellt werden, sich zu organisieren und doch dabei Christ zu bleiben. Wir wollen heute von diesem Trugschluß nicht reden. Wir stellen nur fest, daß die christlichen Gewerkschaften zu 99 % katholisch sind und daß sie dennoch in ihren Reihen, eben um die Evangelischen zu gewinnen, laut ihren eigenen Zeugnissen die Religion nicht weiter betonen, sondern nur die Spitze gegen die Sozialdemokratie hervorkehren. Sobald die christlichen Gewerkschaften „antisozialdemokratische Berufsvereine“ sich nennen, ist die Sache ehrlich ausgesprochen. Das Christentum als solches hat nichts damit zu tun. Christliche Vereine sind die katholischen Fachvereine Savignyscher Richtung in Berlin. Hier wird konsequent und richtig der katholische Standpunkt betont. In den „christlichen Gewerkschaften“ kann weder der katholische, noch der evangelische Standpunkt betont werden, da es sonst sofort zu unheilbaren Meinungsverschiedenheiten kommen würde. Allein man versucht ja auch von kirchlich-sozialer Seite eine Annäherung an die katholische Bewegung und es wird sehr oft ausgesprochen, daß ihnen ein katholischer Christ lieber sei als ein „ungläubiger“ Protestant, wobei unter dem Wort ungläubig stets „liberaler Theologe“ gemeint ist.

Die Kirchlich-Sozialen arbeiten mit Eifer. Sie sind tüchtig in der Agitation. Sie tun auch Dienste dort, wohin die eifrigen Sozial-Interessierten nie dringen können. Aber wir freuen uns des evang.-sozialen Kongresses, nicht weil wir in ihm eine liberale Vereinigung sehen wollten, was er gar nicht ist, sondern weil hier ohne Parteiangehörigkeit und vor allem ohne Herantragen der Richtungsgegensätze jeder gern gehört wird, der in unparteilicher Gerechtigkeit, aber voll Wärme für die soziale Bewegung nach Mitteln und Wegen der Besserung für das Volk ausschaut. So möge der evangelisch-soziale Kongreß noch lange in Segen wirken. Traub.

Des Falles „Heyn“ Ende.

1. Erlaß des Evangelischen Oberkirchenrats.

Evangelischer Oberkirchenrat. Berlin, den 17. Mai 1905.
E. O. 8830. W. 9. Köthenerstr. 38.

In unserer Vorentscheidung vom 1. Juni 1904 — E. O. 9064 Pl. — haben wir uns über den Umfang des dem Propste von St. Petri bei der Wahl von Diakonen zustehenden Rechts ausgesprochen. Wir hatten dabei unserer Entscheidung das von uns eingeholte, durch seine eingehenden rechtsgeschichtlichen Darlegungen überzeugende Rechtsgutachten des Professors des Kirchenrechts Dr. Niedner in Jena zu Grunde gelegt. Darnach handelt es sich in dem

vorliegenden Besetzungsfalle, in welchem der Propst gegen die von dem Magistrat in Aussicht genommene Berufung des Pastors Heyn in Greifswald zum 2. Diakonus Einwendungen erhoben hat, nicht um das nach gemeinem landeskirchlichen Recht zu beurteilende Einspruchsverfahren gegen Lehre, Wandel oder Gabe; es handelt sich vielmehr um ein auf dem Boden des älteren märkischen Provinzialrechts erwachsenes, wie in andern Gemeinden, so auch in der St. Petrigemeinde nach ihrer besonderen Gemeindeverfassung fortbestehendes Sonderrecht des Propstes, bei Diakonatswahlen, vor und unabhängig von dem gemeindlichen Einspruchsrecht, von dem Magistrat zu dessen Information und Beratung hinzugezogen zu werden und wegen erheblicher Bedenken gegen die Person des Gewählten, falls er mit seinem Einspruch bei dem Magistrat nicht durchdringen sollte, die kirchenaufsichtliche Entscheidung anzurufen. Die Bedeutung dieses pröpstlichen Rechtes liegt hiernach darin, daß dem Probst, dem ersten Pfarrer an St. Petri, als Diakonen, als Gehilfen im Pfarramte, solche Geistliche nicht zur Seite gestellt werden sollen, von deren Mitarbeit er sich ein gedeihliches Zusammenarbeiten zum Segen der Gemeinde nicht versprechen kann, während andererseits darüber, ob seine Bedenken begründet sind oder nicht, nicht sein subjektives Ermessen, sondern, falls der Magistrat nicht zustimmt, die Entscheidung der kirchlichen Aufsichtsbehörde maßgebend ist.

Hieraus ergibt sich, daß die uns zur Beurteilung und Entscheidung vorliegende Frage die ist, ob die von dem Propst gegen die Wahl des Pastors Heyn zum 2. Diakonus an der Petrigemeinde erhobenen Bedenken unter besonderer Rücksicht auf die Verhältnisse dieser Gemeinde für erheblich zu erachten sind oder nicht, die Auffassung des Magistrats dagegen, als handle es sich um die allgemeine Frage nach der Würdigkeit des Pastors Heyn für die Bekleidung eines Predigtamts, nicht zutrifft.

Der Propst hat nun in seinem Votum gegenüber dem Magistrat am 10. Januar 1902 gegen den von diesem für das 2. Diakonat in Aussicht genommenen Pastor Heyn in Greifswald geltend gemacht, daß seine Stimmittel für die Petrikirche nicht ausreichten, daß die gehaltene Gastpredigt inhaltlich von den Zuhörern, namentlich von einfachen Leuten nicht verstanden sei, vornehmlich aber, daß die im Druck erschienene Predigtsammlung des Pastors Heyn „Der Herr ist der Geist“ bei sittlichem Ernst und bei religiöser Wärme vielfach in hohem Maße einen Mangel an Takt bekunde, indem nicht unterschieden werde, was vor die zum Gottesdienste versammelte Gemeinde und was in theologische Diskussionen gehöre.

Auf die beiden ersterwähnten Einwendungen hinsichtlich der Schwäche des Stimmorgans und des Mangels an Verständlichkeit der gehaltenen Gastpredigt einzugehen, ist nicht erforderlich, nachdem das Königliche Konsistorium diese Einwendungen als nicht begründet angesehen hat und seitens des Propstes eine Nachprüfung dieser Entscheidung des Königlichen Konsistoriums durch uns nicht gefordert worden ist.

Dagegen ist der weitere Einwand des Propstes, daß die genannte Predigtsammlung des Pastors Heyn vielfache Verstöße gegen den pastoralen Takt aufweise, solche Verstöße darum auch bei einer etwaigen Berufung des Pastors Heyn an die Petrigemeinde zu erwarten seien und hierdurch voraussichtlich der Friede der Gemeinde gestört werde, der ihr bisher dank auch der taktvollen, auf das Gemeinsame, nicht auf das Trennende gerichteten Amtsführung des verewigten Dr. Arndt erhalten geblieben sei. Dieser Einwand ist von dem Königlichen Konsistorium als begründet angesehen worden. Der gegen diese Entscheidung seitens des Magistrats bei uns eingelegten Beschwerde kann von uns nach eingehender Prüfung eine Folge nicht gegeben werden.

Der Propst hat seinen Einwand bereits dem Magistrat gegenüber nach mehrfachen Richtungen hin eingehend begründet. Er hat unter Anführung zahlreicher Belegstellen aus jener Predigtsammlung hingewiesen auf taktlose Äußerungen über die Glaubwürdigkeit der biblischen Berichte, über die Wunder Jesu, über die Festgeschichten und die Festtage, über die Kirchenlehre bezüglich der Person und des Kreuzestodes Christi, indem dieselbe gleichzeitig entstellt wiedergegeben würde, und endlich auf taktlose Äußerungen aufreizenden und verletzenden Tones gegenüber anders denkenden Amtsbrüdern und der Kirche.

Nachdem das Königliche Konsistorium auf unsere Veranlassung dem Magistrat Gelegenheit zu einer eingehenden Äußerung hierüber gegeben, hat der Magistrat in seinem Schreiben vom 11. Juli 1904, ohne auf die Einzelheiten der von dem Propst erhobenen Einwendungen näher einzugehen, auf seine bereits früher zum Ausdruck gebrachte, mit mehrfachen Belegstellen begründete günstige Beurteilung der Predigtsammlung sowie auf die ihr zu teil gewordene Anerkennung seitens anderer Kirchenlehrer verwiesen.

Das Königliche Konsistorium ist dem gegenüber in seiner Entscheidung vom 16. Januar 1905 dem Propste beigetreten. Es nimmt an, daß eine größere Anzahl derjenigen Äußerungen, die der Propst als Taktlosigkeiten bezeichne, die es selbst aber noch schärfer beurteile, auch dann, wenn man sie im Zusammenhange liest und trotz der Milderung, die sie durch anderweitige erbauliche Darlegungen des Verfassers erfahren, geeignet seien, die Gemeinde an der Autorität des Wortes Gottes wie an der Bedeutung der Person Jesu Christi und der göttlichen Heilstatsachen irre zu machen, auch Mißtrauen gegen bekenntnistreue Prediger und Behörden zu erwecken.

In der hiergegen unter dem 20. Februar 1905 erhobenen Beschwerde sieht der Magistrat auch gegenwärtig ausdrücklich davon ab, auf die Einwendungen des Propstes näher einzugehen bezw. sie zu widerlegen. Er weist aber darauf hin, daß die Entscheidung nicht aus einzelnen, aus dem Zusammenhang gerissenen Stellen, sondern aus dem ganzen Geiste jener Predigtsammlung sowie mit Rücksicht auf die gesamte amtliche Tätigkeit des Pastors Heyn zu treffen sei. Die Predigtsammlung bekunde einen ernstlichen christlichen Glauben, einen reinen Eifer für das Evangelium und einen so starken sittlichen Geist und damit den inneren Beruf des Verfassers zum evangelischen Geistlichen. Wenn derselbe, auf die Resultate der wissenschaftlichen Theologie gestützt, einzelnen Stellen der Bibel kritisch gegenübersteht, so dringe er doch auf die geistige Erfassung der Worte Christi, seine Kritik erfolge unter Schonung Andersgläubiger und beabsichtige, Anstöße des Glaubens hinwegzuräumen, gleichgiltige Seelen zu neuem religiösen Leben zu erwecken und dem Evangelium unter den Gebildeten überzeugte Anhänger zuzuführen. Auch sei sie getragen von dem Geist der Wahrhaftigkeit, bekunde reiche innere Erfahrung und sei geeignet, gefährliche Geistesrichtungen der Gegenwart, wie den Pessimismus und Materialismus, zu bekämpfen.

Wir können dem Magistrat in diese allgemeinen Erwägungen nicht folgen. Sie berühren, wie oben hervorgehoben, nicht den Punkt, auf welchen es hier allein ankommt, nämlich die Frage, ob die Ausstellungen des Propstes sachlich zutreffend sind oder nicht, und bejahenden Falls, ob darum eine gesegnete Wirksamkeit des Pastors Heyn in der St. Petrigemeinde nicht zu erwarten sein würde.

Nach eingehender Prüfung müssen wir die Einwendungen des Propstes als durchaus begründet ansehen. Von wenigen erheblichen*) Ausnahmen abgesehen, rechtfertigen die von dem Propste aus der Predigtsammlung hervorgehobenen Belegstellen seine Beurteilung. Insbesondere konnten wir zu deren Widerlegung auch aus den

*) „erheblichen steht in dem Erlaß, es soll doch wohl heißen: unerheblichen.

Ausführungen des Magistrats nichts entnehmen, da, wie oben bemerkt, der Magistrat des Versuches einer solchen Widerlegung sich enthält. Aber auch die von dem Pastor Heyn selbst zu unserer Kenntnis gebrachten Einwände gegen die Kritik des Propstes tragen für die zur Verhandlung stehende Frage nichts aus, weil er in ihnen durchweg auf eine Rechtfertigung seiner Lehrweise Bedacht nimmt, statt den ihm gemachten Vorwurf der Taktlosigkeit zu widerlegen. Und wenn Pastor Heyn mehrere besonders anstößige Stellen jetzt selbst bedauert und ihre Beseitigung bei einer späteren Auflage seiner Predigtsammlung in Aussicht stellt, so ändert seine jetzige bessere Einsicht nichts an der Tatsache, daß ihr Vortrag auf der Kanzel vor der Gemeinde, ja, ihre Verbreitung durch den Druck und somit ihre Herausgabe in die breite Öffentlichkeit ihm nicht anstößig erschienen ist.

Der Magistrat macht geltend, daß es nicht angängig sei, die Entscheidung aus einzelnen aus dem Zusammenhange gelösten Stellen zu treffen. Demgegenüber bemerken wir zunächst, daß mehrere im hohen Maße anstößige Stellen in sich zusammenhängende und in sich geschlossene Darlegungen enthalten. Auch zeigt die sehr große Anzahl solcher Stellen, ihr Vorhandensein in allen Teilen des Buches bei den verschiedenartigsten in den Predigten behandelten Fragen — in der Besprechung sowohl kirchenpolitischer Zeit- und Streitfragen und theologischer Probleme, als auch zentraler religiöser Fragen, — daß es sich nicht nur um vereinzelte Verstöße handelt. Diese immer wiederkehrenden Verstöße lassen vielmehr in ihrer Gesamtheit erkennen, daß Pastor Heyn — anstatt in der Predigt der Erbauung der ganzen Gemeinde zu dienen — dazu neigt, kirchenpolitische, kirchliche und theologische Streitfragen auf der Kanzel zu erörtern und gegen die Bekenntnisse der Kirche — auch unter unzutreffender Wiedergabe ihres Inhalts — sowie gegen diejenigen zu polemisieren, welche die Bekenntnisse zu schützen berufen sind und an ihnen festhalten — ja, daß derselbe auch dazu neigt, vor der Gemeinde Zweifel an der Autorität des göttlichen Wortes, an der Bedeutung der Person Jesu und an den göttlichen Heilstatsachen in einseitiger Weise, ja, in unangemessener Form zur Sprache zu bringen.

Sind hiernach die Ausstellungen des Propstes sachlich begründet, so müssen wir dem Königlichen Konsistorium darin beitreten, daß der Geist jener Predigtsammlung und der Ton der einzelnen Predigten wegen der in ihnen enthaltenen zahlreichen Taktlosigkeiten und Anstöße keine Gewähr dafür bietet, daß Pastor Heyn nicht der Versuchung unterliegen würde, die traurigen Parteitreibereien, die schwer auf dem kirchlichen Leben der Hauptstadt lasten, in die bisher in friedlicher Entwicklung sich befindende St. Petrigemeinde hineinzutragen, und daß deshalb das hierauf begründete Bedenken des Propstes als —erheblich anerkannt werden muß. In dieser Auffassung können wir nur dadurch bestärkt werden, daß auch die Mehrzahl der Mitglieder des Gemeindekirchenrats von St. Petri gegen die Berufung des Pastors Heyn sich ausgesprochen hat.

Wenn endlich der Magistrat einen Grund zur besonderen Beschwerde darin erblickt, daß Pastor Heyn seitens des Königlichen Konsistoriums nach gehaltener Gastpredigt nicht wenigstens noch zur Probeaufstellung zugelassen worden sei, so ist es eben in dem Rechte des Propstes begründet, seine Einwendungen alsbald, vor weiterer Probeaufstellung, geltend zu machen. Nachdem diese Einwendungen, wie geschehen, als begründet anerkannt werden müssen, würde es nicht angängig sein, noch eine Probeaufstellung stattfinden zu lassen. Der Magistrat wird nicht verkennen, daß mit einer solchen auch dem Frieden in der Gemeinde nicht gedient sein würde.

gez. Voigts.

An den Magistrat
hiesiger Königlichen Haupt- und Residenzstadt.

Abendmahlsreform in St. Remberti zu Bremen.

I.

Die Hengstenbergische „Evangelische Kirchenzeitung" und in ihrem Gefolge Herr P. Vietor hier haben mit heftigen, ja unschönen Worten die Abendmahlsreform in der Rembertikirche angegriffen, und da ich die erste Anregung zu derselben gegeben habe, fühle ich mich verpflichtet zu antworten, wie ich es bereits in den Bremer Lokalblättern getan habe. Es dürfte den meisten Lesern unseres Blattes bekannt sein, daß bei uns in Remberti schon im Winter 1902/3 der Gruppenkelch eingeführt worden ist, so daß durchschnittlich in jeder Bank eine Familie Platz nimmt, die dann Bank für Bank je einen Kelch für sich bekommen. Natürlich kann es auch einmal vorkommen, daß in einer Bank ein paar Fremde neben einander das Abendmahl nehmen. Wir hatten einen orientierenden Abendmahlszettel drucken lassen, um die Gemeinde mit der neuen Form, wonach von sechs kleinen Altären aus, die im Mittelgang der Kirche in würdigem Schmucke aufgestellt sind, die Elemente verteilt werden, bekannt zu machen. Schon in meiner Broschüre: Abendmahlsreform von Dr. Bruno Weiß, Bremen 1903, (Verlag von Gustav Winter), ist an zwei Stellen deutlich ausgesprochen (S. 15): „Es ist bei dieser Form auch möglich, daß derjenige, der, sei es, weil er vollständig abstinent ist, sei es, weil er auch so noch in bezug auf den Kelchgenuß Bedenken hat, das Abendmahl nur in einer Form wirklich genieße, den Kelch aber nur symbolisch erfasse und weiter reiche. Seiner Frömmigkeit wird so mehr gedient, als wenn er irgend eine kirchliche Handlung zwar erfüllt, aber mit einem gewissen Widerstreben". (Vergl. S. 22). Diesem Gedanken ist auch auf dem zur Orientierung dienenden Abendmahlszettel unter Nr. 4 Ausdruck gegeben worden. (S. den Wortlaut vor. Nummer). Dieser Abendmahlszettel ist wohl von Bremen aus an die „Evangelische Kirchenzeitung" gesandt worden, und daran knüpften sie ihren Angriff. Merkwürdig genug, daß derselbe erst jetzt, nachdem wir schon dreimal die großen Osterabendmahle in unserer Form gefeiert haben, kommt, und nachdem meine Broschüre in ganz Deutschland nach dieser Richtung von keiner Seite eine ernste Anfechtung erfahren hat. Sollte der unerwartete Angriff etwa damit zusammenhängen, daß die Orthodoxie, die jetzt in Bremen in einem anderen Falle einen Sieg errungen zu haben glaubt, jetzt weiter suchte, was etwa noch anzugreifen wäre?

Ich schicke voraus daß wir auf die Erklärung in diesem Abendmahlszettel keinen besonderen Wert legen, und daß wir es für etwas ziemlich Belangloses halten, ob eine Notiz derart auf dem Zettel steht (in Nr. 4) oder nicht. Nicht so die „Evangelische Kirchenzeitung". Sie hat darüben ein Lamento angestimmt unter der sensationellen Überschrift „Aus Bremen": „Der hiesige christusleugnende und evangeliumsfeindliche Radikalismus — Katholisch —. Das ist die neueste Giftblüte unseres kirchlichen Lebens usw.", und das „Bremer Kirchenblatt" ergeht sich in Klagen über „Abendmahlsunfug" und „geistliches Jongleurtum u. a. m.", hoffend, daß die Kirchenbehörde einschreiten werde.

Zunächst ist es nicht der Fall, daß wir das Abendmahl in einer Gestalt austeilen. Wir reichen Brot und Wein jeder Gruppe. Sollte aber ein Einzelner dazwischen sein, der auch unter unserer Form noch Bedenken in bezug auf den Kelchgenuß hat — und um nur ganz vereinzelte Fälle kann es sich handeln, — so soll ihm die Möglichkeit, an der Feier teilzunehmen, erleichtert werden. Man könnte sagen, er wird so wie so von selber den Kelch nur symbolisch erheben und weiter reichen; warum ist es nötig, erst in dem Zettel davon zu reden? Wir antworten: Ist es nicht ehrlicher, wenn man das ausspricht, als daß man in dem vielleicht mit gerade sehr frommen Ernste Teilnehmenden den Gewissensstachel zurücklasse: du hast eigentlich dadurch, daß du den Kelch nur symbolisch erfaßt hast, eine Un-

wahrheit und einen kleinen Trug begangen? Unsere Art hat also nichts katholisches, sondern sie ist im tiefsten Grunde protestantisch, denn es ist doch ein himmelweiter Unterschied, ob man aus dogmatischen Gründen den Kelch versagt, oder ob man ihn allen reicht, aber dem Gewissen Freiheit gewährt.

In einer Kulmbachischen Kirchenordnung (Eisenschmidt, Geschichte der vornehmsten Kirchengebräuche Leipzig 1735, S. 324) war es denen, die den Wein nicht mochten, erlaubt, „ohne allen Nachteil des Abendmahls zu entraten und sich an das Wort oder die geistliche Genießung zu halten, sintemal sie ihrer Natur halber gehindert werden, daß sie es nicht ganz wie Christus befohlen genießen können“.

Der alte Protestantismus war in mancher Beziehung freier als viele heutzutage.

Man könnte sich nun darauf versteifen, es sei nun einmal in das protestantische Bewußtsein der Gedanke so übergegangen, daß das Abendmahl unter einer Gestalt katholisch, das unter beiderlei Gestalt evangelisch sei. Gewiß ist das der Fall, aber es ist falsch anzunehmen, daß wir es hier mit einer unbedingt gültigen Grenzscheide zwischen katholisch und evangelisch zu tun haben. Wir betrachten die Sache jetzt zunächst nicht dogmatisch, sondern rein historisch und wollen dieses christliche Bewußtsein zunächst nicht auf seinen Inhalt prüfen, sondern nur feststellen, ob es überall dagewesen ist und überall noch da ist.

Wir empfehlen unseren Lesern das vortreffliche Werk von Julius Smend, Kelchversagung und Kelchspendung, Göttingen 1898, in welchem so manche Tatsache angeführt ist, daß man es in der Vergangenheit nicht so streng genommen hat mit dieser Scheidung, wie man es heute zu nehmen im Begriff steht. Von den Benediktinern berichtet Smend, daß sie bis ins 18. Jahrhundert, ja, bis zur französischen Revolution, die Vollkommunion bewahrt haben (S. 36), ebenso von einer Anzahl Gemeinden (S. 63—67), daß sie recht schwankend waren in bezug auf den Abendmahlsgebrauch unter einer oder beider Gestalt. Von Straßburg sagt er: „Es ist merkwürdig genug, daß z. B. in Straßburg nach jahrelanger und äußerst wirksamer Predigt des Evangeliums bei Einführung der deutschen Messe manche der evangelischen Christen lieber unter einer Gestalt kommunizieren wollten.“ Wir glauben also, daß der Kelch nicht immer ein absoluter und unbedingter Grenzstein zwischen den zwei Kirchen gewesen ist. Doch wir wollen in die Gegenwart blicken. „In Bredford in England hat die Greenfield Congregational Church beschlossen, das Abendmahl künftig nur mit Brot, ohne den Kelch, zu feiern. Gegen den Vorwurf des Katholischen verwahrte man sich wie folgt:

„1. In der römischen Kirche trinkt der Priester den Wein für die Gemeinde und verweigert ihn den Laien. Bei uns gibt es aber keine Priester und darum auch nicht diesen Unterschied in der Abendmahlsfeier. Außerdem hat die Gemeinde selbst den Beschluß gefaßt, auf den Kelch zu verzichten; in der katholischen Kirche ging die Kelchentziehung von den Priestern aus.

2. Es ist vielmehr eine Rückkehr zur Praxis der alten Christenheit, die bestand, ehe es noch eine „römische Praxis“ gab. Apostelgeschichte 2, 42: „Sie blieben beständig in der Apostellehre und in der Gemeinschaft und im Brotbrechen und im Gebet.“ 2, 46: „Sie brachen das Brot hin und her in den Häusern.“ 20, 7: „Am ersten Tage der Woche, da wir zusammen kamen, das Brot zu brechen.“

Ferner wird ausdrücklich auf die Tatsache verwiesen, daß eine wachsende Zahl von Gemeindegliedern sich weigerten, aus dem Kelch zu trinken, daß viele ihn nur unter Protest nahmen, daß manche nur unter der Bedingung sich in die Gemeinde aufnehmen lassen wollten, daß sie nicht gezwungen wären, aus dem Kelche zu trinken. Der Gedanke an die Gefahr der Ansteckung drücke den inneren Wert der Feier herunter. Leute, die sich in ihren Gedanken mit der Sauberkeit oder Unsauberkeit, Gefährlichkeit oder Ungefährlichkeit der Feier beschäftigten, würden sicherlich nicht ihr Inneres auf die religiöse Wahrheit und Bedeutung der Abendmahlsfeier konzentrieren.“ (Vgl. Abendmahlsfeier und Volksgesundheit, Düsseldorf 1903, S. 12, und „Chronik der Christlichen Welt“ 1903, 23.)

So weit die Erklärungen jener.

Man kann doch keineswegs in Abrede stellen, daß diese Kongregationalisten auch noch gute Protestanten sind. Ferner zitiere ich Bassermanns Schlußbemerkung in seiner Schrift: Über Reform des Abendmahles, Tübingen und Leipzig, 1904: „Sollte aber diese Maßregel (das heißt der Sonderkelch) sich als nicht durchführbar erweisen, dann müßten wir kühnlich, wenn auch bedauerlicherweise zu dem Verzicht auf den Abendmahlskelch schreiten.“ Vgl. auch die Begründung (S. 80) und daß es „Thorheit“ sei, hierbei von einem Rückfalle „ins Katholische“ zu reden.

Wir erklären, daß wir nicht so weit gehen möchten, wie hier Bassermann als äußerste Konsequenz hinstellt. Ja, wir brachten auch die historischen Notizen nicht, als ob wir dem Abendmahl unter einer Gestalt das Wort redeten, sondern nur um zu beweisen, daß derjenige nicht unprotestantisch zu sein braucht, der wie es bei uns der Fall ist, den Kelch nur symbolisch ergreift.

Eine religiöse Feier leidet den schwersten Schaden, wenn sie zu einem derartigen Zwange wird, daß dem Gläubigen über dem unleidlichen Gefühle des Zwanges die fromme Stimmung verloren geht. Und wir betonen noch einmal: wir wollen nicht etwa eine Gestalt, sondern wir wollen nur innerhalb der vollen Spende unter beider Gestalt, für einzelne besonders Ängstliche die Freiheit des Gewissens gewahrt wissen.

Pastor Dr. Bruno Weiß.

Randbemerkungen zum Fall Mauritz.

Pastor Mauritz hat, wie bekannt, seit etwa fünf Jahren die Taufen unter veränderter Tauformel vollzogen. Und der Bremer Senat hat, wodurch die Sache erst bis in die fernsten Gebirgswinkel bekannt geworden ist, in Ausübung seines Summepiskopates diese Taufen, etwa 600 an Zahl, für ungültig erklärt.

Wir halten es für notwendig, zur Sache des Pastors wie des Senates einige leidenschaftslose und lediglich dem religiös-sittlichen Interesse entstammende Erwägungen anzustellen. Denn was bisher aus dem heißen Kampfe der Gemüter um diese Angelegenheit zu Papier und Druck gekommen ist, berührte, abgesehen von einer in die Tiefe fassenden Äußerung Kalthoffs, zumeist nur die Außenseite, nicht die Innenseite der eigentümlichen Sache.

1.

Warum hat Pastor M. die Tauformel geändert? Wenn nicht andere Motive, vielleicht auch solche unbewußter Art, ihn leiteten, lediglich deshalb, weil er als Protestant sein religiöses Leben nur vor das Forum des eigenen Gewissens ziehen zu müssen und mit der Anwendung der Tauformel eine Gewissenlosigkeit zu begehen glaubte. „Gewissensbedenken“ haben ihn, wie er selber sagt, zu den Abänderungen der Tauformel getrieben. Die alte Formel von „Vater, Sohn und heiligem Geist“, in die die Christenheit im langen Kristallisationsprozeß der Gedanken ihr Wesentlichstes zusammengefaßt und die sie deshalb als Überschrift über die Eingangspforte in das Reich ihrer Gemeinschaft gestellt hat, entsprach nicht dem, was für Mauritz das Wesentliche seiner religiösen Überzeugung ausmachte. Er hat sich deshalb berufen gefühlt, sie eigenmächtig zu ändern.

Betrachtet man zunächst die Änderungen, die er vorgenommen hat, so hat die erste am Gotteskindschaftsglauben festgehalten, also an „Vater und Sohn“, und nur der „heilige Geist“ ist ausgeschaltet. Die zweite dagegen soll in ihrem ersten Teile: „Ich taufe dich im Aufblick zu Gott, dem All-Einen, in dem wir leben, weben und sind“ offenbar ein subjektives Bekenntnis zum Monismus sein, hält sich allerdings möglichst in biblischen Worten und sucht damit wohl sich selber als innerhalb der christlichen Sphäre schon dagewesen und mithin als existenzberechtigt in ihr zu erweisen. Der zweite Teil freilich: „welchen die christliche Kirche als Vater, Sohn und heiligen Geist bekennt“, erklärt durch seine Objektivität, daß Mauritz subjektiv mit dieser christlichen Kirche nichts mehr zu tun haben will. Dieser christlichen Kirche rechnet er sich selber nicht zu, kann also auch nicht wünschen, den Täufling ihr zugerechnet und zugeführt zu sehen. Was aber soll dann die Taufe?

Die Taufe ist der symbolische Aufnahmeakt in die religiöse Gemeinschaft der Christenheit. Das und nichts anderes war sie bei

ihrem Ursprung, und das und nichts anderes ist sie über den Umweg sakramentaler Magie wieder für uns geworden. Ist sie das, dann wird sie zum kompletten Unsinn, wenn die Gemeinschaft gestrichen oder geflissentlich als Vergangenheitsform des Lebens außer Bedeutung gesetzt wird. Man kann mit gutem Gewissen niemanden in eine Gemeinschaft aufnehmen, mit der man aus Gewissenpflicht selber innerlich gebrochen hat. Aber vielleicht sagt Mauritz, er nehme das Kind auf in das Reich des „All-Einen". Dann begeht er zum mindesten eine Überflüssigkeit. Denn zu diesem Reiche gehören wir, ein jeder, alles, ohne Mauritz und Taufe. Auch in das Reich der Religion kann man niemanden aufnehmen. Sie quillt aus dem Innersten der Schöpfung im Geschöpf auf. Der All-Eine besondert sich in uns, durchhaucht uns, schenkt sich uns. Es ist seine Sache und Tat, daß wir ihn haben, nicht die des Pastors. Ein anderes ist Religion, und ein anderes ist religiöse Gemeinschaft oder Kirche. In die erstere kann man niemanden aufnehmen, auch nicht dafür weihen. Sie ist eine Gnade Gottes. In die zweite nimmt man durch die Taufe die Kinder auf, wenn man selber ihr mit Dank und Freude sich zurechnet. Man läßt seine Kinder taufen und aufnehmen in die Gemeinschaft der Christenheit aus Dankbarkeit für all die seelischen Kräfte, die aus dem unerschöpflichen Quell des Geistes Christi uns zugeflossen sind. Unseren Kindern soll das große Erbe, das die Christenheit durch die Jahrhunderte getragen, davon sie gelebt und das jede Generation in ihrer Weise verarbeitet, selbst erworben und gemehrt hat, nicht vorenthalten bleiben. Sie sollen ein- und untergetaucht werden in den geschichtlichen Fluß des christlichen Geisteslebens und selber dann zusehen, wie sie wieder emportauchen und des Flusses Wellen weitertreiben in die Zukunft.

Da sie aber in eine geschichtlich gewordene, geschichtlich bedingte und geformte Gemeinschaft aufgenommen werden, macht bei der Aufnahme die Geschichte, das Objektive der Gemeinschaft, sein Recht notwendig geltend. Das ist in jedem Verein, der in seiner Geschichte sich selber ehrt, der Fall. Jede Gemeinschaft, Loge oder was es sei, würde es sich auf das Energischste verbitten, wenn ihr Vertreter, ohne sie zu befragen, aus subjektiver Willkür die alten Formen und Ordnungen der Aufnahme, die ganze Symbolik ändern wollte. Nur in der religiösen Gemeinschaft scheint man, in Bremen wenigstens, anders zu empfinden. Es ist hier eben das religiöse Gemeinschaftsbewußtsein vernichtet. Der Radikalismus will es vernichten. Er will die Kirche zerschlagen. Die Religion ist ihm in ganz überwiegendem Maße nur subjektivste Lebenssache. Aber wäre sie nichts als das, dann hätte kein Subjekt das Recht, das andere sich rednerisch oder gar handelnd religiös zum Objekt zu nehmen, und eine Taufe, nun gar als Aufnahme ins Reich des subjektivsten und innerlichsten Seins, wäre ein Narrenspiel. Aber die radikale Konsequenzmacherei, die bei andern mit Behagen und Spott sofort die äußersten Konsequenzen zu ziehen beliebt, scheint für sich selber keine Neigung dazu zu haben.

Mauritz wenigstens befindet sich offenbar über sein Tun in vollendeter Unklarheit. Und dieser intellektuelle Mangel entschuldigt ihn allenfalls. Er hat nie versucht, die Rechte der Gemeinschaft, der er dient, abzugrenzen und auszugleichen mit den seinigen. Wie jede andere Gemeinschaft hat die kirchliche die Pflicht der Selbstachtung. Dazu gehört in erster Linie dies, daß sie ihre Formeln und Symbole, die Kristallisierungen ihrer eigenen Vergangenheit, nicht der Willkür des Einzelnen opfert. Will ein Pastor kirchliche Formen geändert haben, so hat er die Gemeinschaft zu befragen, und sie wird erwägen, ob sie ihre Geschichte in diesem oder jenem Falle einfach im Zeitbewußtsein vernichten oder neben den Denkmälern ihrer Vergangenheit die Gegenwart zu ihrem lebendigen Rechte kommen lassen will. Will sie das Letztere, so erhält der Vertreter und Vollzieher ihrer Formen das Recht der persönlichen, subjektiven Deutung der geschichtlichen Objektivitäten durch die sie einleitende, begleitende, umrahmende Rede. So ist es Brauch in allen lebendigen Gemeinschaften. Und so ist es in der evangelischen Kirche, oder soll es sein.

Wäre Mauritz über diese einfachen Zusammenhänge sich nur einigermaßen klar gewesen, dann hätte er seiner Gemeinde, dem Senate und sich selber diese in nichts als in fruchtlose Erregung, Maßregelung und ihn selber schädigende Gewissensbeugung auslaufende Sache ersparen können. Wie rätselhaft aber in seinem Kopfe die Farben sich mengen, zeigt sein Brief an die Eltern, demzufolge er der Meinung gewesen zu sein scheint, daß eine Anwendung der Formel „Vater, Sohn u. h. Geist" ein persönliches Bekenntnis des Taufenden zur „Trinität" einschließe. Als ob diese Formel nicht ihre sehr mannigfaltige Geschichte gehabt, und als ob jeder verpflichtet wäre, sie gerade athanasianisch zu deuten! Dann könnte selbstverständlich kein modern denkender und empfindender Mann sie verwenden.

Aber es hat ja jeder Pastor, zum mindesten in Bremen, das Recht der subjektiven Taufrede und damit der subjektiven Lebendigmachung des objektiven Geschichtsdenkmals. Wer aber in die drei Worte „Vater, Sohn und Geist" nichtmehr sein religiöses Leben hineinhauchen kann, ist entweder zu arm an Leben, oder aber — zu reich. Selbst dieser weiteste Rahmen wäre ihm zu eng für die eigene, darüber hinausgewachsene Seele geworden. Er hätte ein großartigeres Vertrauensverhältnis der Seele zum All gefunden, als es von dem Wort „Vater" umspannt wird; er hätte ein größeres Ziel seiner Innenarbeit gefunden, als ein Sohn Gottes zu werden, und er hätte einen andern Weg dazu als den, dem heiligen Geist der Schöpfung selber zu folgen, der allein seine Söhne dahin ruft, wohin er sie haben will, dem allein sie das „Gewissen" danken, und dem allein sie Gehorchende werden sollen, um von innenher Lebende, d. h. Freie, zu sein. Pastor Mauritz mag es mit sich selber ausmachen, ob er über dies Größte, das untrennbar mit dem Namen Jesu von Nazareth verknüpft bleibt, schon hinausgekommen ist. Wir sind es nicht, und darum halten wir die Formel „Vater, Sohn und h. Geist" für einen Rahmen, den zu sprengen wir weder Pflicht noch Bedürfnis haben.

Und wenn wir uns dessen bedürftig und dazu verpflichtet fühlten, dann würden wir die Formel, wie ein altes Denkmal, das uns zu fremd geworden ist, um uns noch täglich etwas zu sagen, lieber beiseite stellen in die Schränke der geschichtlichen Antiquitäten, würden aber nicht Änderungsversuche daran vornehmen. Das ergibt fast immer eine Geschmacklosigkeit. Wenn jemand die köstlich naiven Gemälde der altdeutschen Maler überpinseln wollte, um sie unserem Geschmacke anzunähern, würde man ihm auf die Finger klopfen. Will sie uns jemand annähern, so muß er die Binde der Fremdheit von unseren Augen nehmen, nicht das Fremde aus dem Bild entfernen; er muß uns die Seele nachempfinden lassen, die so und nicht anders sich Ausdruck gab, zu geben wußte, geben mußte. Und er wird es nur können durch das deutende Wort, und sein Wort wird ein deutendes nur dadurch, daß seine Seele sich in die Seele des Künstlers einzuleben vermochte. Das gilt mit geringen Übersetzungen auch für die Wortdenkmale des religiösen Geistes.

Uns will es scheinen, daß Mauritz sich nie die Mühe liebevoller Vertiefung in den Geist des Christentums gegeben hat, sondern zu den Leuten gehört, die nur am Prasseln des eigenen Feuers sich zu erhitzen und Freude zu haben vermögen, darüber aber nicht nur die religiösen Werte der Vergangenheit souverän mißachten, sondern auch im gegenwärtigen eigenen Tun das künstlerische Maß vergessen. Hier könnte und sollte Mauritz, wenn nicht anderswo, so bei Kalthoff als Lernender Einkehr halten.

2.

Der Bremer Senat hat, aus welchen zwingenden Gründen, ist noch nicht bekannt, die Taufen, die Mauritz seit 1900 vollzogen hat, für ungültig erklärt. Welche Gründe juristischer Art auch immer zu diesem außerordentlichen Beschlusse geführt haben, wir bedauern auf das Nachdrücklichste, daß er gefaßt worden ist. Mag er juristisch gerechtfertigt sein, praktisch, sittlich und religiös ist er es nicht, kann er es auch nicht werden. Viele der Kinder sind tot. Jetzt vernehmen die Eltern, die Taufen waren — ungültig. Viele dieser Eltern werden nicht aus Vorliebe für die Mauritzsche Eigenart und Taufpraxis, sondern weil er die „Amtswoche" hatte, bei ihm haben taufen lassen. Unter ihnen können so und so viele Altgläubige sich befinden. Ihnen, denen bei der Taufe das Sakramentale das Entscheidende ist, werden die Gewissen beschwert. Viele der Kinder sind nicht mehr in Bremen, und kein Mensch weiß, wo sie sind. So und so viele Kinder sind von Mauritz vielleicht in den Außengemeinden getauft und in den dortigen Registern, nicht in dem des Taufpastors selber eingetragen. Wie sollen sie gefunden und zur Wiedertaufe aufgefordert werden? Wie nun, wenn sie später mit ihrem Taufschein kommen und wollen zur Konfirmation zugelassen werden, der gestrenge Herr Pastor aber erblickt mit Entsetzen den Namen „Mauritz" und sagt den Kindern, ihre Taufe sei ungültig? Das würde die Kinderseelen auf das Tiefste verletzen und beirren, beirren am Christentum, dem sie sich jetzt persönlich weihen sollen.

Überall stößt man, auch wenn man nur oberflächlich die Sache betrachtet, auf sittliche Schädigungen und praktische Unmöglichkeiten, die der Senatsbeschluß, ungewollt, im Gefolge haben und durch die er teilweise vereitelt werden muß.

Das Schlimmste aber ist das noch nicht. Das geschieht erst, und zwar direkt am religiösen Leben selber, wenn die für ungültig erklärten Taufen zur Wiedertaufe wirklich der zwingende Anlaß werden sollten. Hier treten Kirchenrecht und religiöses Interesse im schärfsten Zwiespalt auseinander. Denn wenn Mauritz sich bereit erklärt hat, dem Senate folgend und den Eltern zuliebe, die Täuflinge durch ordnungsmäßige Wiedertaufe kirchlich-rechtlich zu rehabilitieren, wo bleibt dann der religiöse Ernst, wo die sittliche Weihe, die nur die Seele, die wahrhaftige, ungebrochene, der Taufhandlung einzuhauchen vermag? Man stelle sich nur die Situation vor: Ein Pastor, der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, auf Befehl das zurückbessernd, was er aus „Gewissensbedenken" zuvor zu bessern sich gedrungen fühlte, eine Taufgemeinde, die lediglich aus praktisch-äußeren Nützlichkeitserwägungen und nur widerwillig, mit Bitterkeit und mit Spott in der Seele, den Taufakt zu wiederholen sich bereit finden lassen könnte, und dabei dann — Gott, Gott im Munde des Pastors und ein verpflichtendes „Ja" im Munde der Gemeinde! Es wäre das nichts als eine Farce, ein Hohn auf allen religiösen Ernst, eine juristisch verlangte Entwürdigung des Geistes der Taufe, um eine buchstabenmäßige Gültigkeit der Taufe zu gewinnen. Ärger wie hier können äußeres und inneres Recht, Buchstabe und Geist gar nicht auseinander treten; fiat justitia, pereat religio!

Daß aber Mauritz diesen schlechtesten Dienst der religiösen Sache zu leisten nicht durch noch schwerere „Gewissensbedenken" sich verhindert fühlen sollte, als er sie ehedem der alten Taufformel gegenüber hatte, das ist uns schlechtweg unverständlich. Eine Selbstentwürdigung dieser Art kann man vielleicht auf sich nehmen, wenn man der Gemeinschaft und einer großen Sache nicht anders dienen zu können glaubt.

Aber hier ist es ja die kleine, ärmliche Sache äußerer Nützlichkeitserwägungen, die allein die Wiedertaufe als wünschenswert erscheinen lassen könnte, während alles Innere, Gute, Religiöse sich um keinen Preis damit befassen würde. Oder sehen wir falsch? Oder sind da irgendwo große innere Gründe, uns unbekannte, die die Sache dennoch und dennoch religiös-sittlich rechtfertigen könnten?

Daß keine da sind, dafür scheint uns das in diesem Falle richtig urteilende und handelnde Laiengewissen Bürge zu sein. Die Eltern haben in einer bewegten Versammlung entschieden gegen die Wiedertaufe protestiert. Wir stehen darin ganz auf ihrer Seite. Sie haben damit gezeigt, daß ihr religiöses Empfinden ein sicherer arbeitendes ist, als das ihres Pastors. Und wenn sie dennoch mit einem Hoch auf ihn die Versammlung geschlossen haben, so ist das ein merkwürdiges Zeugnis dafür, wie groß der Zauber der Liebenswürdigkeit dieses Mannes sein muß, daß man darüber so ganz vergißt, ihm auch die Konsequenz des Gewissens für seine religiöse Führerrolle zuzumuten. Beneidenswert ist es aber wahrlich nicht, sich in die Seele dessen hineinzudenken, der sich als Pastor zu einem Schauspiel bereit erklärt, bei dem seine Gemeindeglieder mitzuwirken auf das Entschiedenste ablehnen. Hier sind die Rollen vertauscht: Der die Führerrolle in religiösen Dingen haben sollte, ist zum Geführten geworden. Das hätte sich Mauritz ersparen müssen.

Wir hätten kein Wort gegen Mauritz um der veränderten Tauformeln willen gesagt. Denn an ihnen hängen uns zwar mancherlei Geschichts- und Gefühlswerte, aber keine von solcher Bedeutung, daß wir einen Ersatz der alten Formel durch eine neue für ein Sakrileg halten würden. Aber der Weg dazu und die Art müßte anders sein als bei Mauritz. Hätte er wenigstens tapfer seinen Weg verfolgt, hätte er dem Senate erklärt, daß er zur Wiedertaufe unter keinen Umständen, um seinet- und der religiösen Sache willen, die Hand reichen werde, hätte er es zunächst auf den Konflikt zwischen seiner Gemeinde und dem Senate ruhig ankommen lassen, er wäre der Achtung aller gewiß gewesen. Wer immer ihn bei seiner Stellungnahme beraten hat, er hat ihn schlecht beraten. Daß ernste und ruhige Überlegungen Mauritz zur Rückkehr zur alten Tauformel haben bewegen können, und nicht nur die Sorge um den Verlust des Amtes, gestehen wir ihm gern zu. Übereilungen kommen vor, und geschichtliche oder sonstige Unkenntnis kann Gewissenskonflikte da mit sich bringen, wo nachfolgende Erkenntnis sie wieder wegräumt. Aber dann hätte Mauritz das erstens auch offen sagen und zweitens die Wiedertaufe unter allen Umständen ablehnen sollen. Und hätte er den Senat mit allem Freimut und aller Ehrerbietung auf die unvermeidliche Entwürdigung des religiösen Lebens, die solche Wiedertaufe in sich schließe, hingewiesen, hätte er herzlich darum gebeten, ihn und seine Gemeinde damit zu verschonen, und obendrein zugesagt, daß er auf Grund besserer Erkenntnis fortan ruhig auf die alte Formel taufen wolle, wir glauben, der Senat hätte dem Gewicht solcher Gründe sich nicht versagen können. Ja, wir hoffen, und auch deshalb schreiben wir dies, der Senat werde nach Berücksichtigung der religiös-innerlichen Bedenken, die der Durchführung seines Beschlusses entgegenstehen, auf ihm nicht verharren, sondern durch ein neues Dekret die an sich rechtlich ungültigen Taufen rechtlich sanktionieren. Das ist der Weg, den man seinerzeit in Oldenburg eingeschlagen hat, und es ist der einzige, auf dem der Buchstabe des Rechtes nicht den Geist der Religion verletzt.

3.

Schließlich aber entbehrt die ganze Entwicklung dieser Sache auch nicht des tragikomischen Einschlags. Wir meinen, der Senat hätte niemals diese den religiösen Interessen stracks zuwiderlaufende Entscheidung gefällt, wenn er bei Ausübung seines Summepiskopats nicht nur juristisch, sondern auch religiös-theologisch beraten würde. Jeder von der religiösen Innenseite her die Dinge wertende und beurteilende Theolog hätte, wie es dann auch durch Laienmund von Dr. Quidde in der Bürgerschaft mit sympathischem Ernste geschehen ist, sofort darauf hingewiesen, daß der Senat die rechtlich ungültigen Taufen nicht noch einmal für ungültig zu erklären die Pflicht, sondern für gültig zu erklären die Macht habe, und daß er diese Macht anwenden müsse, unter Androhung der Disziplinierung derjenigen Geistlichen, die fortan es wagen würden, statt auf dem Wege der Ordnung, auf eigene Faust an der alten Tauformel etwas zu ändern.

Der Senat selber hat vor kurzem in Sachen des Summepiskopates seine Ergänzungsbedürftigkeit gefühlt, als er eine Organisation der Pastoren zu schaffen die Hand ausstreckte. Damals waren es die Radikalen, die im großen Namen der „Freiheit" die Bremer Bürger in solche Organisationsfurcht jagten, daß aus der Sache nichts wurde, die, wenn auch falsch begonnen, doch etwas Gutes hätte gebären können, wenn die Vertreter wahrer Freiheit und Innerlichkeit sich nur die Hände vertrauend gegeben hätten. Nun hat sich das Nichtvorhandensein einer allein aus **religiösen** Motiven beratenden Instanz an einem der Radikalen zuerst gerächt; eine rein **juristische** Maßregelung droht ihn persönlich und zugleich die Sache der Religion in innere Schädigungen zu stürzen. Das ist das Tragikomische.

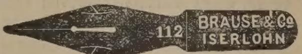
Solange Staat und Kirche noch rechtlich verbunden sind, was wir in seiner heutigen Form durchaus nicht für das Ideal halten, ist zwischen Staatsregierung, die juristisch handelt, und Kirche, die religiös behandelt sein will und muß, zum mindesten irgend eine Vermittlungsstätte nötig, die kirchlich das ist, was das Parlament politisch ist. Und gerade im **freien** Bremen hätte man etwas Vorbildliches hier zu schaffen sich berufen fühlen sollen, statt aus Furcht vor der Orthodoxie in die große Freiheit, nichts zu tun, sich zurückzuziehen. Man hätte nicht nur das Roß der intellektuellen Freiheit tummeln sollen, die wir selbstverständlich in weitgehendstem Maße jedem garantiert sehen wollen. Man hätte auch mit ganzem Ernste die schweren sozial-religiösen Probleme aufgreifen und anfassen sollen, die nur durch Organisation sich lösen lassen, und von deren Lösung in hohem Maße die Blüte oder das Welken des religiösen **Gemeinschaftslebens** in Bremen abhängt.

Vielleicht tragen die Erfahrungen dieser letzten Zeit mit dazu bei, daß wir schließlich in dieser Beziehung doch noch vorwärts kommen.

Bremer Orgelbau-Anstalt
Kirchen- und Salon-Orgeln
Wartburgstrasse 84.
Ernst Gehlhar,
Orgelbaumeister.

Vorbereitung für das Freiwilligen-, Fähnrich-, Primaner- u. Abiturienten-Examen, rasch, sicher, billigst. Dresden No. 8. **Moesta**, Rektor a. D.

Höchste Auszeichnungen.
Emmer-Pianinos.
Flügel-Harmoniums.
Fabrik Berlin C 89, Seydelstr. 20.
Günstigste Zahlungsbedingungen.
Preisbuch gratis.

Brause-Feder Nr. 112
mit abgerundeter Spitze,


berühmte Bürofeder. Preis d. Grs. 2 Mk. — Überall vorrätig, wo nicht, direkt und portofrei ab Fabrik.

Das Wesen der Religion
Von Prof. D. W. Bousset, Göttingen.
Preis 4 Mark. — Geschenkband 5 Mark.
Wir sind in der Lage, einige Expl. mit kleinen Fehlern zum Preise von 2,20 u. 3,30 Mk. postfrei abgeben zu können, so lange der Vorrat reicht.
Bestellungen baldigst erbeten an die
Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb, Berlin S. 59.

Sachsen-Altenburg.
Technikum Altenburg
Maschinenbau. Elektrotechnik, Papiertechnik. Programm kostenfrei.
Staatskommissar.

5 Stück sortierte, schädelechte 6- u. 8-Ender
Hirschgeweihe
zusammen 20 Mk. Nachnahme.
Georg Fritzmann, Lichtenfels 3, Bayern.

In **J. F. LEHMANNS VERLAG** in **München**
ist soeben erschienen:
„Die Zeit des Schweigens ist vorbei
Die Zeit des Redens ist gekommen"
Die Entstehung des Christentums
von Professor **D. O. Pfleiderer.**
256 Seiten gr. 8°. Preis geh. 4 Mk., geb. 5 Mk., in Leder geb. 6 Mk.
Dieses Werk bildet den Eckstein der sich vorbereitenden neuen Reformation der Kirche und ist deshalb für die Suchenden unserer Zeit unentbehrlich.

Martin Bücking: Rektor Siebrand
Eine Erzählung aus der Elbmündung.
Broschiert *M.* 3.—, gebunden *M.* 4.—
Von orthodoxer Seite („Alter Glaube", „Hannov. Pastor.-Korresp.", „Ev.-luth. Wochenbl." u. a. m.) wird dies Buch in spaltenlangen Artikeln maßlos angefeindet. Man lese das Buch selber!
— **Erste Auflage in drei Wochen vergriffen.** —
Bremen. Niedersachsen-Verlag von Carl Schünemann.

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart.
Auf Gegenseitigkeit. Mit Garantie einer Aktiengesellschaft. Gegründet 1875.
Haftpflicht-, Unfall- und Lebens-Versicherung.
Militärdienst- und Brautaussteuer-Versicherung, Sterbekasse.
Gesamtversicherungsstand 600 000 Versicherungen. Monatlicher Zugang 6000 Mitglieder.
Prospekte, Versicherungsbedingungen und Antragsformulare kostenfrei.
Mitarbeiter aus allen Ständen überall gesucht.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.